

Detlev von Liliencron

Zehn ausgewählte Novellen





Detlev von Liliencron

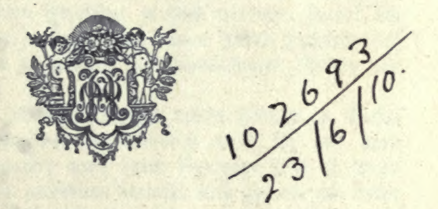
Nach einer Aufnahme von M. Creutz, Kgl. Hofphotograph, Hamburg 6.

Zehn ausgewählte Novellen

von

Detlev von Liliencron.

Mit des Dichters Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung
von **Ludwig Schröder.**



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Mit Genehmigung der Verlagshandlung abgedruckt aus Detlev von Liliencrons sämtlichen Werken, Band 1—4 (Neue Gesamtausgabe in 14 Bänden).

Einleitung des Herausgebers.

„Sei stolz, sei frei! schreib dich, vergiß das nie!
Und schreibst du Poesie, schreib Poesie!“
„Hurra das Leben!“

Das ist nun auch schon sechs lange Jahre her, da schrieb ich am Schlusse eines Aufsatzes, in dem ich, wie so oft schon, auf den von mir so hochverehrten und geliebten Dichter Detlev von Liliencron hingewiesen hatte: Ist auch der Frühling gekommen, für einen echten Dichter bleibt doch noch immer ein Stündlein übrig, und Liliencron liest sich sogar besser unter blühenden Bäumen, als in dumpfer Winterstube!

Mit einer gewissen Wehmut durchblätterte ich soeben das Büchlein, das ich aus den Zeitungsausschnitten mit meinen ersten kritischen Aufsätzen zusammensetzte. Wie manches der Bücher, das mich vor Jahren erfreute, bedeutet mir heute gar nichts mehr oder nur noch sehr wenig. Bald aber durchbrach ein Gefühl inniger Freude wie ein Sonnenstrahl die Wolke leiser Wehmut: einer, der mich in jenem Frühling so hoch erfreute, so tief beglückte, einer, der mir damals schon lange Jahre hindurch lieb war, gehört heute noch zu meinen Lieblingsdichtern: Detlev von Liliencron.

Könnt' ich doch jedem Deutschen meine Freude an Detlev von Liliencron übertragen! Unermüdlich habe ich auf seine Werke aufmerksam gemacht; auch durch Vorträge habe ich ihnen verständnisvolle Leser zu gewinnen versucht und gar oft mit heller Freude und innerer Genugtuung gesehen, wie die Augen der Hörer hell aufleuchteten, wenn seine lebenbejahenden, prachtvollen Verse erklangen. Als meine Liebe zu Liliencrons Dichtung noch jung war, da ärgerte ich mich manchmal gründlich, wenn mir einer jener erbärmlichen Artikel zu Gesicht kam, in denen irgend ein kritischer Gernegroß an des Dichters Kunst herummäkelte oder

wohl gar persönlich wurde, um sich in dem Falle freilich die echt Liliencronsche Versohrfeige zu holen: „Kritik heißt: sachlich eine Sache packen, und nicht persönlich seinen Stank zu geben!“ Später aber, als es dem Dichter immer mehr gelang, sich durchzusetzen und jene Stimmen immer seltener erklangen, habe ich's mit dem prächtigen Bismarckschen Wort gehalten: Dor lach ick öwer!

In unseren Tagen hat man es kaum noch nötig, Liliencron zu verteidigen; er hat jetzt seinen festen Platz, von dem ihn niemand mehr verdrängen wird. Und doch halte ich es nicht für überflüssig, an dieser Stelle noch einmal, freilich nur in großen Zügen, auf das Gesamtschaffen Liliencrons einzugehen. Ich will also kein Verteidiger Liliencrons sein; einer, der fast auf der ganzen Linie gesiegt hat, bedarf ihrer nicht mehr. Aber liebevoll möchte ich auf seine Werke hinweisen und mit schlichten Worten sagen, warum ich sie liebe, warum jeder Deutsche sie lieben sollte. Dann erfüllt diese Auswahl vielleicht ihren Hauptzweck; denn sie will nicht nur einigen feinen Stücken aus den Prosabüchern des Dichters einen großen Leserkreis gewinnen, sondern in denen, die den Dichter noch nicht kannten, auch die Lust wecken, die andern Werke zu lesen, besonders auch die Versbände und sein eigenstes Werk, das große Epos „Poggfred“.

Weil Liliencrons Dichtung den Stempel des Erlebten trägt wie die Dichtung nur sehr weniger Dichter; weil sein lange Zeit vornehmlich an äußerlichen Eindrücken, Gegensätzen und Wandlungen reiches Leben die Quelle vieler und gerade seiner besten Werke ist, deshalb gebe ich hier die biographischen Notizen wieder, die der Dichter selbst niederschrieb. Sie wurden zuerst in der „Gesellschaft“ veröffentlicht (1887).

Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur „Geschichte“ hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, „die Schleifmühle des Kopfes“, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht.

Meine Untätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und

lief in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien.

Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Weidmannsheil!

Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. In Dänemark war dies zu jener Zeit als Schleswig-Holsteiner nicht möglich. Ich ging deshalb nach Preußen. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute kennen. 1864 bis 1865 war ich am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und der französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet.

O du Leutnantszeit! Mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen; mit deinem bis aufs schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.

Später wurde ich in meinem Heimatslande, das ich zwanzig Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, königlicher Verwaltungsbeamter.

Seit längerer Zeit habe ich den Abschied genommen, um mich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben zu können.

Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht.

Glücklich schätze ich mich, von jeher vornehme, gute Musik gewohnt zu sein. Unsere fünf Liederkönige: Karl Löwe, Franz Schubert, Robert Schumann, Johannes Brahms und Robert Franz blieben mir stete Weggenossen. Wieviel des Dankes bin ich ihnen schuldig.

Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra, geb. von Harten, fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzten, innigeren Freunde des großen Washington.

Wer möchte den vortrefflichen Eindruck, den diese knappe Selbstbiographie macht, wohl durch nüchterne Einschiebsel und Nachträge stören? Otto Julius Bierbaum hat in seinem noch immer beachtenswerten Buche über Liliencron dieser Skizze manche interessante Notiz hinzugefügt; es würde aber viel zu weit führen, wollte ich auch seine Ausführungen wörtlich wiedergeben. Man möge sie in Bierbaums Buche, das von Schuster & Loeffler in Berlin verlegt wurde, nachlesen. Ich bemerke nur noch, daß der Dichter jetzt in Alt-Rahlstedt bei Hamburg lebt, und wende mich nun seinem Schaffen zu.

Dieses Auswahlbändchen bringt nur Prosadichtungen Liliencrons; ich werde deshalb auf den nachfolgenden Blättern vorwiegend seine erzählenden Werke berücksichtigen, sowie sein Epos „Poggfred“, und bei seiner andern Versdichtung nur kurz verweilen. Diese wird Hans Benzmann in der Einleitung zu einer Auswahl Liliencronscher Lyrik, die in der Volksbücherei erscheinen wird, eingehend würdigen. Schon hier sei aber kurz bemerkt, daß der Grundton der gesamten Poesie Liliencrons lyrisch ist. Eine Würdigung seines Schaffens wird deshalb immer nur von seinen Gedichtsammlungen ausgehend möglich sein.

Wenn man jetzt in den Zeitungen oder Zeitschriften einen Aufsatz über Detlev von Liliencron liest, — sein 60. Geburtstag wird wieder eine Legion zeitigen! — dann begreift man's nicht, daß es nach dem Erscheinen von Liliencrons „Adjutantenritten“ im kritischen Blätterwalde so still bleiben konnte. Man faßt sich an den Kopf und fragt sich: Haben denn die Kritiker in jenen Tagen gar kein Auge gehabt für die Schönheiten, die in dem Buche stecken? Ach Gott, wir wollen bescheiden sein. Wer weiß, ob unter den Hunderten von Bänden und Bändchen, die alljährlich auf den Markt geworfen werden, nicht auch heute dies oder jenes Werk voll Zukunftshoffnung unbeachtet bleibt. Das Lied vom Elend der Kritik wird nie ausgesungen werden; an das oft gesprochene Wort vom Guten, das sich immer Bahn breche, glaube ich übrigens auch nicht. Einige kompetente Beurteiler, wie Theodor Storm, Bleibtreu u. a., haben freilich sofort auf die Bedeutung des Dichters der „Adjutantenritte“ hingewiesen, und die damals für den Dichter noch verhüllte Zukunft hat ihnen recht gegeben. Anfangs freilich sah es mit dem von seinen anerkennen-

den Beurteilern prophezeiten Erfolge nicht gut aus. Obgleich im Laufe der Zeit noch eine Reihe günstiger Kritiken erschien, denen ein Kometenschwanz verständnisloser, ja gemeiner sogenannter Beurteilungen folgte, brauchte die erste Sammlung zwölf volle Jahre, um auch nur in einer einzigen Auflage verbreitet zu werden. Das deutsche Publikum, das den elenden Machwerken mancher Modepoetlein Riesenerfolge bereitet, hat sich Liliencron gegenüber gründlich blamiert. Freilich macht die Gegenwart manches gut, und die Zukunft wird noch mehr gutmachen; aber ich glaube nicht, daß der Dichter sich durch den Lärm, den man vollführt, täuschen lassen wird. Wir haben's bei Wilhelm Raabe erlebt, wie auf das große Geschrei eine fast unheimliche Stille gefolgt ist, und an dem Alten in Braunschweig hat das Volk der Denker und Dichter doch wahrhaftig noch sehr viel gutzumachen, wohl noch mehr, als an Detlev von Liliencron. Doch genug hiervon. Mit mir werden sich alle alten und neuen aufrichtigen Freunde des Dichters und seiner Kunst freuen, wenn auf den so äußerlichen Geburtstagsrummel Jahre wachsenden Erfolges, Jahre frischer Wirkung seiner Dichtungen folgen.

Was Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur (3. Sammlung) von Luther sagt, daß er die deutsche Literatur, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden habe, kann, wie auf jeden großen Dichter, auch auf Liliencron angewendet werden. Er hat der Dichtersprache, die starr und blaß geworden war, frisch und unverzagt neues Leben eingeflößt; er führte die kränkelnde aufs Land, an die See, ins Kampfgetümmel sogar, und aus der Zimperliese wurde wieder ein frisches, frohes, rotbackiges Naturkind. Wieviel hatte der Dichter erlebt und gesehen, ehe er seine ersten Verse niederschrieb! Und er besaß den fröhlichen Mut, das, was er fühlte und mit gottbegnadeten Augen sah, auszusprechen, unbekümmert um irgend eine Richtung und eben dadurch selbst eine Richtung schaffend. Wohl war schon bei Theodor Storm männliches Streben nach dem Ideal Wirklichkeit und Gegenwarts-Gewißheit, aber Liliencrons Kunst wurzelt noch tiefer als die seines großen Vorgängers in der unmittelbaren Naturanschauung, sein Streben nach unmittelbarer Naturwiedergabe geht noch weiter. Er steht gewissermaßen auf den Schultern seines von ihm verehrten Landsmannes und sieht deshalb auch

weiter ins Land hinaus mit seinen hellen Augen. In den „Adjutantenritten“ steht Liliencron noch nahe bei Theodor Storm, entfernt sich in den späteren Sammlungen aber immer weiter von ihm, sich zu völliger Selbständigkeit durchringend. Von Nachahmung konnte bei ihm ja nie die Rede sein, aber da war doch noch manchmal ein Ton, eine Farbe, die ihm nicht allein gehörten.

Die späteren Gedichtsammlungen „Gedichte“ (1889), „Der Heidegänger und andere Gedichte“ (1891) und „Neue Gedichte“ (1895) hat Liliencron mit den „Adjutantenritten“ und zahlreichen bis 1899 entstandenen Gedichten in den Bänden „Kampf und Spiele“, „Kämpfe und Ziele“ und „Nebel und Sonne“ seiner „Sämtlichen Werke“, die demnächst in vierzehn Bänden (Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin) vorliegen werden, vereinigt. Da hierdurch die alte Reihenfolge der Gedichte aufgehoben worden ist, hat eine Würdigung unter Nennung der früheren Buchtitel keinen Sinn mehr. Auch kann, nachdem die vierte große Sammlung „Bunte Beute“ erschienen ist, über des Dichters Lyrik zusammenfassend geurteilt werden.

„Hurra das Leben!“ Dieses Wort, mit dem seine Stanzenreihe „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch“ in der Sammlung „Bunte Beute“ so gewaltig ausklingt, habe ich mit Absicht an die Spitze dieser Einleitung gestellt, weil es der Grundgedanke der Liliencronschen Dichtung ist. Der Dichter ist ein Lebensbejaher; aber er bejaht das Leben nicht wie ein optimistischer, unerfahrener Jüngling, dem der ganze Himmel noch voller Geigen hängt. Man weiß wohl, wie leicht und wie bald aus solchen Lebensbejahern jammernde und winselnde Pessimisten werden, sobald ihnen der Sturm des Lebens um die Ohren braust. Liliencron ist ein Lebensbejaher gerade deshalb, weil er ein vielerfahrener, hart geprüfter Mann ist, über den alle Traurigkeiten des Lebens hinweggestürmt sind. Er ist einer jener Glücklichen, die das Herz mit beiden Händen fassen können, wenn es aufschreien möchte vor wildem Weh, die mit einem Lächeln auf den Lippen trotz allem Schweren, das sie erlebten, immer wieder den echten Mut zum Leben haben. Liliencron hat in vielen Schlachten dem Tode ins Auge geblickt; er weiß, daß hinter jeder Freude der Tod lauert; er kennt auch den inneren Kampf des Lebens zur Genüge; und doch: „Hurra das Leben!“ Aus seinen Versen strömt es in uns

über, dieses große Gefühl, dieser starke Wille. Und weil er dem Leben, das nun einmal erlebt werden muß, so kampfesfroh ins Auge blickt, weil sein Blick durch nichts getrübt wird oder doch nur vorübergehend, deshalb ist in seinen Poesien alles so anschaulich. Bei manchen Dichtungen möchte man geradezu von einem wahren Anschauungsrausch reden. Die Unmittelbarkeit des Ausdrucks geht dem Dichter über alles, und weil er konkret empfindet und gestaltet, wirkt seine Lyrik und das Beste seiner Prosa auch so unmittelbar, ja geradezu suggestiv. Man muß das an sich erlebt haben!

Naive Urwüchsigkeit und eingeborene Künstlerkraft paaren sich bei Liliencron in ganz überraschender Weise. Auch seine letzte Sammlung „Bunte Beute“ beweist das wieder. Ein ungenannter Kritiker in der „Kölnischen Zeitung“, der durchaus kein blinder Verehrer des Dichters ist, schrieb am Schluß seiner Besprechung: „Was uns die Bunte Beute wertvoll macht, das sind die markigen, menschlich großen Balladen, wie nur einer sie hinwerfen kann, nämlich Liliencron; das sind jene eigenartigen, impressionistischen Naturbilder, umwittert vom Stimmungshauche der holsteinischen Scholle; das ist der ungebrochene Künstlerschwung trotz der nahenden Sechzig, die unverwüstliche Lebenskraft, die lachende Daseinsfreude, die uns aus dem Buche entgegenschlägt und wie von selbst in das eigene Fleisch und Blut überströmt.“ Ich könnte nun noch manches über die Lyrik Liliencrons sagen, möchte mich aber nicht zu weit verlieren, der Grenzen eingedenk, die mir gezogen sind. An eine Würdigung des ganzen Schatzes, den der Dichter uns schenkte, kann ich ja doch nicht denken, müßte auch manche Probe seiner Kunst einschalten, wie das bis jetzt fast alle taten, die über das Thema geschrieben haben.

Abschließend gebe ich aus den schon angegebenen Gründen nur noch im Auszuge wieder, was Hans Benzmann in der Einleitung zu seiner Anthologie „Moderne deutsche Lyrik“ über Liliencron geschrieben hat. „... Liliencron ist in seinem ganzen Können, Fühlen und Denken Norddeutscher; er schließt bis jetzt die glänzende Reihe Bürger, Goethe, Droste-Hülshoff, Fontane, Storm. Er erst hat unsere Poesie, die dahinsiechte am blassen, unpersönlichen, sentimentalen, langweiligen Idealismus epigonenhafter Kunstauffassungen, wieder gesund gemacht, nicht durch neue

künstlerische Theorien, nicht durch soziale und ethische Ideen, sondern durch die Fülle und Frische seiner lebendigen Persönlichkeit, durch die Echtheit und Ursprünglichkeit seiner Kunst. Er erschloß uns vor allem wieder die deutsche Landschaft, die deutsche Natur, insbesondere die norddeutsche Heide, das Moor und die Marschen mit ihrer ganzen stillen und großen Poesie. Sein Gebiet ist daher freilich hauptsächlich das der äußeren Wahrnehmung und des Gefühls. Seine Antipoden sind etwa Schiller und Nietzsche, die sich Weltanschauungen dichteten. Obwohl er so kein Dichter einer Weltanschauung ist, personifiziert er jedoch und gestaltet demgemäß auch unbewußt gewisse Ideen Nietzsches: Er lebte sich aus, er gab sich immer, wie er war, als Mensch und Künstler, er konnte sich nicht anders geben. Wäre Liliencron noch dazu ein Prophet, eine Faustnatur gewesen, wie er ein Phantasiegenie ist, so hätte er gewiß das Größte geschaffen. So ergeben sich aus seiner genialen Veranlagung auch seine Mängel. Charakteristisch in dieser Beziehung ist namentlich sein Epos „Poggfred“, in dem sich Ansätze zu höherem Fluge finden, die uns sogar an Dante erinnern, aber die Phantasie des Dichters bleibt am Geschauten, an der Erscheinung hängen und vermag zum Sinn der Dinge nicht vorzudringen. Hingewiesen sei im besonderen, außer auf seine Naturpoesie, auf seine frische, flotte, oft aber auch unsagbar innige Liebespoesie, auf seine markigen, farbigen und plastischen, lyrisch tiefen und zugleich episch und dramatisch bewegten Balladen und auf seine einzige, ganz persönliche Gelegenheitspoesie, insbesondere auf seine Sizilianen. Und nicht vergessen seien seine prächtigen Phantasiedichtungen, Gedichte wie „Pietà“, „Die Sündenburg“, „Die heilige Flamme“ und „Krischan Schmeer“. In ihnen offenbart sich, wie schon angedeutet, mehr eine tiefe, selige Freude am Geschauten, am Gestalteten und am Visionären, als am Tiefsinnigen und Symbolischen. Aber aus dem bunten Tanze scheinen sich doch bisweilen die ernsten Masken des tieferen Lebens und die Allegorien der ewigen Ideen zu lösen. Auch hier steht, bevor wir uns dessen ganz bewußt werden — kaum ist es vielleicht dem Dichter selbst bewußt geworden — auf einmal eine Offenbarung oder ein Rätsel vor uns, — und vielleicht ist gerade dies: „höchste Kunst“.

Recht ergötzlich hat Gustav Falke in einem Festliede, das am

26. April 1904 bei einem Bankett, das die Literarische Gesellschaft zu Hamburg zu Ehren Liliencrons veranstaltete, mit Begeisterung gesungen wurde, Liliencrons Eintritt in die Literatur geschildert; ich kann es mir nicht versagen, wenigstens die ersten Strophen des famosen Liedes hier einzuschalten:

Liliencron, der edle Ritter,
Fegte wie ein Lenzgewitter
Durch die teutsche Lit'ratur.
Onkel, Tante, tief erschrocken,
Zerrten zitternd alle Glocken:
Herr, schütz unsre fromme Flur!

Blitz und Donner! Welch Geknatter!
Eingeschlagen hat's, Gevatter,
Und die alte Scheune brennt.
Seht den roten Hahn, da steht er
Auf dem Strohdach, höhnisch kräht er
Kikeriki! Potz Element!

Alles rennt mit Tassen, Töpfen,
Kellen, Kübeln Wasser schöpfen,
Hannchen nimmt den Fingerhut.
Doch sie löschen nicht die Flammen,
Und das Alte stürzt zusammen
In der Frühlingswetterglut.

Als der erste Schreck verflogen,
Funkelte der Friedensbogen
Herrlich über Land und See.
Die erquickten Fluren dampften,
Und die frommen Rinder stampften
Friedlich wieder durch den Klee.

Also brach der edle Ritter
Feurig wie ein Lenzgewitter
In die teutsche Lyrik ein.
Wie das blitzte, wie das krachte,
Wie das jauchzte, wie das lachte:
Kinder, nur nicht ängstlich sein!

Doch man stand in Furcht verloren,
Spitzte lang' und längste Ohren:
Hannchen, welch ein frecher Ton!
Aber bald fiel man im Kreise
Trunken in die neue Weise
Ein: Viktoria! Liliencron!

Eine Probe der lyrischen Kunst Liliencrons will ich aber doch geben, ehe ich mich seinen übrigen Dichtungen zuwende. Adolf Bartels hat in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" bemerkt, das konzentrierte reine lyrische Stimmungsgedicht sei bei Liliencron selten. Hier ist ein Gedicht aus der „Bunten Beute", das an lyrischer Kunst auf der Höhe der besten Gedichte Mörikes steht und zugleich seinem Gehalt nach ganz Liliencron ist.

Heimgang in der Frühe.

In der Dämmerung,
Um Glock zwei, Glock dreie,
Trat ich aus der Tür
In die Morgenweihe.

Klanglos liegt der Weg,
Und die Bäume schweigen,
Und das Vogellied
Schläft noch in den Zweigen.

Hör ich hinter mir
Sacht ein Fenster schließen.
Will mein strömend Herz
Übers Ufer fließen?

Sieht mein Sehnen nur
Blond und blaue Farben?
Himmelsrot und Grün
Samt den andern starben.

Ihrer Augen Blau
Küßt die Wölkchenherde,
Und ihr blondes Haar
Deckt die ganze Erde.

Was die Nacht mir gab,
Wird mich lang' durchbeben,
Meine Arme weit
Fangen Luft und Leben.

Eine Drossel weckt
Plötzlich aus den Bäumen,
Und der Tag erwacht
Still aus Liebesträumen.

Als ich die Verse eingeschaltet hatte, kam die Nachricht vom Tode Peter Hilles, dessen letzte für die Öffentlichkeit bestimmte Zeilen eine Huldigung für Detlev von Liliencron waren. Sie sind so bezeichnend, nicht nur für meinen verstorbenen großen

Freund, sondern auch für den durch sie geehrten Dichter, daß sie hier zum Abdruck kommen müssen: „Etwas über die Schreibhefte des kleinen Detlev. So nannte Liliencron die sieben oder acht blauen Schulhefte, in die er seine „Gedichte“ geschrieben hatte. Detlev von Liliencron, ein menschlicher Mars, inniger Schwerenöter, kornblumenblauäugiger Sultan — und so dingehrlich. Diese Dingehrlichkeit in Sprache und Laut mündet in die deutliche Ausgestaltung seiner Heimat, in deren Knicks und Reddern seine Seele wohnen bleibt, in Bodenempfinden, Vaterlandsliebe, Kaisertreue. — Sinnig schelmischer, leis liebenswürdig sybaritischer Holstenheld, verwitternde Berserkersagen und bauernbrüllende Friesenballaden fassend. Freiwilliger Jäger auf Natur und Schönheit. Er zählt: „een — twe — dre — veer — fief — söß — söbn“ — und alle Schürzen kichern. Sonntagsjäger war er nur gelegentlich auf Literaturprofessoren; die erschoß er, wenn sie schon tot waren — und machte sie dadurch wieder lebendig. — Adjutantenritte des Lebens: Dienst hat die blaugrauen Augen geschärft für den treuscharfen Himmel, „eenen lleenen Lütten“, mal ein flatternder Mädchenkuß — weiter Keuschheit des Mutes: Über seine Verwundungen von 1866 und 1870 schweigt er; nur über seine Operation, die persönliche, nicht heilige Angelegenheit, seine Privatverwundung, bringt er Erlauschtes, in Skizzen Empfundenes im Gedicht. Der Tod als milder Hausarzt: So, so, ruhig, ganz, ganz ru—hig!“ . . .

* * *

Liliencrons Prosa! In den Literarischen Blättern stand der Satz: Von Liliencron gilt, was Platen von Goethe sagte, daß man an seiner Prosa den Gott erkenne!“ und Liliencron selbst hat einmal über seine bisherige Prosa ein Verdammungsurteil gefällt, indem er sie kurzerhand als „Schund“ bezeichnete. Ich bitte die Leser, dies Büchlein zu lesen und möchte dann den sehen, der das Verdammungsurteil unterschreiben kann. Gewiß gibt es in den sieben Prosabänden, die der Dichter, ebenso wie alle seine Dramen, im ersten Jahrzehnt seines Schaffens geschrieben hat, weite tote Strecken, wo der D i c h t e r fast ganz versagt; auch ermangeln, wie Paul Remer in seiner prächtigen Monographie bemerkt, seine Romane und Novellen der festen Geschlossenheit,

der sicheren Abrundung. „Sie sind ausgezeichnet durch die kostbarsten Einzelheiten, durch eine fast überreiche Fülle blitzartig aufleuchtender Schönheiten, im Fluge geschaut, erhascht, hingeworfen. Viel Blätter und Blüten wirbeln vorüber, doch kein wurzeltiefer Baum mit breiter Krone steigt auf, der all die Schönheit trägt, festhält, mit seiner Kraft speist und in ein dauerndes Leben kleidet.“ Derselbe Kritiker sagt dann aber auch: „Einmal ist er einem eigenen Prosastil nahegekommen: in den „Kriegsnovellen“, die überhaupt sein wertvollstes Erzählerbuch darstellen und auch durch ihren Inhalt, als die lebendigste und glänzendste Schilderung der großen Kriegszeit, dauernd ihren Platz behaupten werden. Es ist der Stil der Episode, der rasche, sprunghafte, mit kurzen, glitzernden Wellen dahineilende Rhythmus des Augenblicks, die Sprache des Lyrikers und Balladendichters, dem alles wieder zu unmittelbarem Erlebnis und Eindruck wird.“

Das vorliegende Auswahlbändchen bringt aus diesem reichen Buche zwei Prachtstücke: „Eine Sommerschlacht“ und „Nächtlicher Angriff“. Wer sie las, wird nicht eher ruhen, bis er auch die anderen Kriegsnovellen, die den ersten Band der Sämtlichen Werke bilden, mit klopfenden Pulsen gelesen hat. Vor kurzem habe ich noch die alberne Bemerkung gehört, die einzigen Dichtungen, die ersichtlich aus der Stimmung des großen Jahres 1870 hervorgegangen, seien Ernst von Wildenbruchs Heldenlieder „Vionville“ und „Sedan“, im übrigen sei der künstlerische Gewinn aus dem deutschen Einigungskampfe gleich Null. Und solch gedankenloses Zeug wird dahergeschwatzt, obgleich Liliencrons Kriegsnovellen nun schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet sind und sogar aus ihnen eine „Auswahl für die Jugend“ getroffen worden ist. Wir wissen's von dem Dichter selbst, daß er erst in der Mitte seiner dreißiger Jahre, durch einen Zufall veranlaßt, sein erstes Gedicht geschrieben hat. Seine Kriegsnovellen, obwohl sie aus der rückschauenden Erinnerung des reifen Mannes geboren sind, beweisen's aber auf jeder Seite, daß er seine Kriegsjahre unbewußt schon als Dichter und Künstler erlebt hat. „Die Kriegsjahre waren für den Dichter von unschätzbarer Bedeutung. Sie stellten ihn jenseits aller klugen Menschenordnung in ein Dasein des Kampfes, der rohfrischen Natur, der großen Leidenschaften hinein, nach dem die Urkraft seines schöpfe-

rischen Wesens verlangte. Da erlebte er jauchzend die höchste Anspannung des menschlichen Willens, in der alles Weiche, von der Kultur Verbildete und Verzärtelte abfällt und die Seele nackt und bloß Gott, dem Tod, dem Schicksal gegenübertritt. In einem Rausch, in einem Jubel, in einer trunkenen Selbstvergessenheit, die sonst allein die Stunden der Liebe zu geben vermögen, hat er seine vielen Schlachten und Gefechte mitgekämpft. Die kalte, toddrohende Eisenbraut hat ihm die gleichen heißen Schauer durch die Glieder gejagt, wie nur jemals das warme, atmende Leben eines geliebten, liebenden Mädchens. Er umfing, genoß sein Leben um so tiefer und inbrünstiger, da es auf allen Seiten vom Tode umgraut war.“ Den künstlerischen Gewinn aus diesem Leben besitzen wir in vielen seiner schönsten Gedichte und in den Kriegsnovellen mit ihrem wunderbaren Stimmungsgehalt.

In den andern drei Novellenbänden, aus denen die hier dargebotenen Novellen, resp. Skizzen stammen, gibt sich Liliencron ungezwungen, wie nur wenige deutsche Erzähler. Er läßt seiner Laune die Zügel schießen, und man hat mehr als einmal das Gefühl: der das schrieb, hat nicht an ein Publikum gedacht, ganz gewiß aber nicht an strenge Kritiker, die da meinen, jeden Poeten nach seinen Werken in einem der bekannten Schubkästen unterbringen zu müssen. Mich aber, ich gestehe es offen, selbst auf die Gefahr hin, für dies Bekenntnis mit einem Achselzucken bedacht zu werden, hat die frische, unbekümmerte Art seines Erzählens oft entzückt. Gewiß gibt es dann und wann sogar für den, der den Dichter liebt, einen kleinen Ärger und man guckt prüfend über die nächste Seite, ob das denn wirklich immer so weitergehen soll, dann aber haftet das Auge wieder entzückt auf einem Abschnitte von großer Schönheit, voll Leben, Bewegung und Glanz, und die kleine Verstimmung ist verflogen, weil wir wieder in das liebe Gesicht des Erzählers geblickt haben, in seine lustigen, schelmischen Augen. In manchen Erzählungen kann man verfolgen, wie der Inhalt während der Niederschrift langsam aus Eindrücken in der Gegenwart und hineinfließenden Erinnerungen zusammenschmelzend entstanden ist; diese Lebensbruchstücke erscheinen mir von einem ganz besonderen, persönlichen Reize erfüllt. Mir ist, als hörte ich den Dichter plaudern, und einem, der gut zu plaudern versteht, habe ich immer lieber zugehört als

einem, bei dessen Erzählung ich das fatale Gefühl hatte, er habe sich „präpariert". Hugo Greinz hat recht: „Wir folgen jeder Erzählung Liliencrons mit freudigem Genuß und vergessen, daß er eigentlich oft von was anderem spricht als von dem, was wir erwarten. Er überlegt nicht in kühlem Abwägen: paßt dies in den gesteckten Rahmen, in die Einheitlichkeit des Inhalts? Er fragt nicht, wie der Eindruck werde, er erzählt drauf los, wie es ihm durch die Sinne geht, und kommt immer wieder zu neuen Reizen und zu neuen, kleinen Geschichten, die in seiner Erinnerung lebendig werden, und von denen er mit hellem Vergnügen spricht. Das warme, vollblütige Leben, das in ihnen steckt, ersetzt alle Forderungen, die einer in technischer Hinsicht an sie stellen könnte. Überhaupt, einer, der was kann, darf uns kommen, wie er will, in eigensinniger, neuer Gestalt, und darf alle Regeln über den Haufen werfen."

In den Novellenbänden „Aus Marsch und Geest", „Könige und Bauern" und „Roggen und Weizen" (Band 2—4 der Sämtlichen Werke) findet besonders des Dichters tiefes Heimatsgefühl und innige Liebe zur Natur Ausdruck. Schon den Knaben trieb's ja hinaus in den Garten, ins Holz, in die Felder, wo er sich seinen Träumereien überließ. „Der Knabe Liliencron war einsam, weil der Genius in ihm schon leise, wie im Traume, die Flügel regte. Der Knabe Liliencron war scheu und abseits, weil er schon eigene Welten in sich fühlte, die zu der Alltagswelt der Menschen im Widerspruch standen. Der Knabe Liliencron trug schon den Dichter in sich, der aus Enge und Dumpfheit sich in Freiheit und Weite sehnte . . ." In jenen Jahren nahm Liliencron unbewußt alles in sich auf, was ihn später zum Dichter der Naturnähe werden ließ; da begann die Heimat, das Land der Knicks und Buchenwälder, der Dünen und Deiche, der grauen Halliginseln mit einsamen Werften und noch einsameren Menschen, ihren Zauber auf ihn auszuüben, der ihn später, in Jahren ruhelosen Hinundhergeworfenwerdens erstarkt, wieder heimwärts zog und ihn auch zwang, das Lob der Heimat und ihrer Natur zu verkünden. Ich nannte Liliencron soeben den Dichter der Naturnähe und tat es mit einem Gefühl innigen Dankes. Otto Ludwig sagt einmal: „Jeder, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von

einem tüchtigen Landschafter geleitet — wenn man so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerem Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht.“ Liliencron hat mich sehen gelehrt, und viele können's ihm danken, daß ihr Auge mit Vergnügen auf Reizen haftet, die sie übersahen, ehe sie, von ihm geleitet, Sehstudien machen konnten. Wir müssen aber ehrlich sein, dem Dichter geben, was des Dichters ist, und nicht so tun, als ob wir das alles, was wir nun sehen und fühlen, auch vorher schon gesehen und gefühlt hätten. Bewußter wurde in dem Dichter das Naturempfinden auf seinen Jagdfahrten und auf den einsamen Wanderungen des Mannes, der sich nach einer Irrfahrt übers Meer ans Herz der Heimat schmiegte, wie ein Kind, das heimgefunden. Da wurde auch die große Vergangenheit dieses Landes lebendig: der Dichter bannte sie in seine Skizzen, in seine Phantasien, in die wuchtigen Balladen; das Mittelalter wird durch ihn lebendig, die Gestalten wandeln fast greifbar durch die Gegenwart . . .

In manchen geschichtlichen Stücken fällt die moderne Staffage, die der Dichter sonst so sehr liebt, weg; da verschwindet er hinter dem Bilde, das er mit Dichterhand entwarf, während in den anderen Fäden der Vergangenheit und Gegenwart fast unentwirrbar ineinander gewoben sind. Unsere Auswahl bringt Proben beider Gattungen.

Es geht nicht an, auch nur auf die besten Stücke eingehender aufmerksam zu machen: mit einer Aneinanderreihung von Titeln ist aber niemandem gedient. Doch da ist eins, das geheime Fäden mit Liliencrons Beicht- und Bekenntnisbuche „Der Mäcen“ und also auch mit seinem kunterbunten Epos „Poggfred“ verbinden: das Tagebuch „Die Mergelgrube“. In ihm sind nicht nur die bezeichnenden Züge der Liliencronschen Prosadichtung zu finden, es birgt auch schon den Keim des Werkes, in dem der Dichter sein Größtes gegeben hat. Wem „Poggfred“ zu groß ist, zu hoch, der möge mit der „Mergelgrube“ beginnen, den „Mäcen“ folgen lassen, und er wird so vorbereitet dem Dichter zu folgen vermögen bis zu den Höhen, die er im „Poggfred“ erreicht hat. Schon vor Jahren hat Franz Oppenheimer in seiner ästhetischen

Studie „Detlev von Liliencron“ besonders eingehend bei dem Epos „Poggfred“ verweilt, in dem kurzsichtige Beurteiler nichts anderes sehen wollten als den versifizierten „Mäcen“, und nachgewiesen, daß der Dichter gerade hier, wo es gar nicht beabsichtigt ist, erreicht, daß aus tausend Einzelheiten eine Einheit herauskommt. Ich verweise, weil mir für weitere Ausführungen der Raum fehlt, auf die bei Schuster & Loeffler in Berlin verlegte Arbeit, die durch die schon erwähnte Monographie von Paul Remer eine wertvolle Ergänzung erfahren hat. In mancher Hinsicht steht die zuletzt genannte Studie noch höher als die ältere, weil sie mit wärmerem Herzen geschrieben ist, mit einer berechtigten Begeisterung für den Menschen und Dichter Liliencron, die den Verfasser die Grenze von Liliencrons dichterischem Vermögen aber doch immer klar erkennen läßt. Das ebenfalls bei Schuster & Loeffler verlegte Werk ist eins der erfreulichsten Bücher über den Dichter, und ich verdanke ihm, das mir in letzter Stunde zu Gesicht kam, sehr viel. Remer macht darauf aufmerksam, daß die Form der Poggfred-Dichtung bereits in den frühesten Anfängen von Liliencrons Schaffen sichtbar wird, daß das Einleitungsgedicht der Adjutantenritte nicht nur die eigentliche Poggfredstrophe schon aufweist, sondern das Poggfred-Epos auch in seiner Anlage und Stimmung schon erkennen läßt. Von seinen wundervollen Ausführungen, die mich nach so manchem „Wenn“ und „Aber“ anderer Beurteiler ungemein wohltuend berührt haben, gebe ich einige Sätze wieder; vielleicht veranlassen sie manchen Leser, nach dem warmherzig geschriebenen Büchlein zu greifen, das jeden dann zwingend zu Liliencrons Werken führen wird.

„Man kann das Werden und Wachsen der Poggfred-Dichtung durch Liliencrons gesamtes Schaffen und darüber hinaus durch sein ganzes Leben verfolgen. Man darf selbst sagen: es ist das Werk, für das er geboren wurde, das schon mit ihm zur Welt kam als Ziel und Sinn seines Daseins. Um dieses Werk so groß und reich zu machen wie das Leben selber, hat der Knabe in seiner Einsamkeit geträumt, hat der Leutnant Kampf und Liebe erfahren, hat der Mann in Sorge und Not hineingemußt, hat endlich der Dichter um Kunst und Selbstzucht gerungen. Dieses Werk hat in ihm gelegen von Anfang an, und gleich einem

heimlich wachsenden Kinde im Mutterschoß hat es sich mit seiner tiefen Sehnsucht, seiner besten Kraft, seiner reifsten Erfahrung genährt. Und als es geboren wird, da ist es größer als der Dichter selbst, da umschließt es nicht nur sein flüchtiges Leben, sondern das gesamte Dasein, wie es in zahllosen funkelnden Augenblicken, Bildern und Träumen, aus der Ewigkeit aufblitzt. Das Poggfred-Epos, obwohl ein urpersönliches Werk, ganz von dem Wesen seines Schöpfers erfüllt, wächst doch weit über ihn hinaus; es ist so selbstherrlich in seiner Größe und Schönheit, daß der Mensch, der es geschaffen hat, daneben verschwindet und fast gleichgültig erscheint. Wir erleben hier das gleiche, wie bei allen großen Schöpfungen der Kunst: das Werk erschlägt den Meister und erhebt sich, strahlend von eigenem Glanz und Leben, hoch über die Sterblichkeit des Menschen . . . Der Dichter erbaut sich sein Traum-Poggfred, „fremd aller Welt“, als eine Schutz- und Trutzfeste wider die Vielen-Allzuvielen, als eine stolze Burg seiner Einsamkeit, wohin er sich vor dem Lärm und Wirrwarr des Lebens zurückzieht. Es ist das stille, umsponnene Haus seiner inneren Einkehr, da Welt und Dasein ihn nicht mehr von außen verwirren, sondern von innen sich offenbaren: durch Erinnerung, Traum und Phantasie. Es ist die Werkstatt des Genius, gelegen inmitten der heimatlichen Wälder und Heiden, allwo er sinnt und schafft, ganz allein auf sich, seine Kraft, seine Kunst gestellt. — Nicht Weltmüdigkeit treibt den Dichter in seine Einsamkeit, nein, Weltfreudigkeit, die stolze Lust des Genius, der sich hier seinem schaffenden Gott am nächsten weiß. Was der Leutnant Liliencron in der Trunkenheit der Liebe, im Rausch der Schlacht, in allen Augenblicken jauchzender Hingabe unbewußt gefühlt hat: die flammende Nähe des Meisters der Welt — das erlebt der einsam gewordene Künstler jetzt in seinem gereiften, starken, klaren Bewußtsein. Nun steht er selber inmitten der großen Schmiede und läßt seinen Hammer auf den Amboß klingen und zwingt das rotglühende Eisen zur festen Form. Seine Phantasie ist ganz ins Weite und Allgemeine gespannt, umfängt so gut den kriechenden Wurm auf Erden wie das beflügelte Leben auf einem fernsten Stern . . . Hinauf, hinab geht der Flug seiner Phantasie, welche hier ein Schlachtenbild oder Liebesabenteuer aus der Erinnerung erweckt, dort eine Episode aus Geschichte oder Sage

dem Dunkel der Vergangenheit entreißt, dann wieder sich in die Zukunft verliert oder auch zwischen kreisenden Sternen und Sonnen auffliegt in die Welt. Die Schaffenskraft des Dichters ist dabei ganz auf das Wesentliche, auf den lebendigen, klar umrissenen Augenblick gerichtet und vermag die schrankenlos-schweifende Phantasie zu anschaulichen Bildern, greifbaren Gestalten zu verdichten. Weil er überall sich selbst zum Helden und Mittelpunkt der Welt macht, deshalb zerfließt sie ihm nicht — deshalb muß sie um ihn als um ihre Sonne kreisen und sich zu Rhythmus und Schönheit gliedern. — Gewaltige Phantasien und Symbole wachsen im „Poggfred" auf, durchaus wirklich und ihren Sinn nicht mehr enthüllend als das Leben selbst. Menschenferne Gipfel ragen in diesem Buch empor, von denen der kühle Glanz der höchsten, sich selber genügenden Schönheit erstrahlt. Daneben aber klingt immer wieder ein warmer menschlicher Ton an: der Dichter sucht und findet stets von neuem den Weg von seiner Höhe ins Tal, zu den Hütten der Menschen — und am Ende umhegt die Einsamkeit seiner stolzen Poggfredburg auch ein Herd- und Hüttenglück aus dem Tal . . . Wo der Dichter von Weib und Kind spricht, da zittert seine Stimme und schwillt sein Herz auf von Dank und Jubel — da ist die tiefe Freude des Einsamen, der sich durch ein festes Band mit Menschen und Leben verknüpft fühlt und immer wieder heimkehren darf von fernen Gipfeln, um seine frierenden Hände über ein helles, warmes Herdfeuer zu strecken . . ."

Soll ich nach diesen begeisterten, ungemein wohltuenden Worten Paul Remers über das Werk, in dem Liliencron die große Kunstform seines Lebens gefunden, sich selbst gegeben hat, noch der kleinen Ausstellungen gedenken, die auch seine begeistertsten Freunde gemacht haben? Ich tue es nicht. Nur ein einseitiger Lobredner wird behaupten wollen, das große Werk sei fehlerlos. Peter Hille hat schon humoristisch angedeutet, wo ein ganz böser Fehler steckt, wenn er schreibt: „Sonntagsjäger war er nur gelegentlich auf Literaturprofessoren; die erschoß er, wenn sie schon tot waren — und machte sie dadurch wieder lebendig." Liliencron hat nicht nur im „Poggfred", sondern auch in seinen übrigen Werken manches gegeben, was nicht alle erfreut. Er tat's, um die Philister zu ärgern. Aber die lesen ihn gar nicht,

und so erinnert der Dichter an einen Pastor, der von der Kanzel herabdonnert und vergißt, daß die Bösen, die er treffen will, gar nicht in der Kirche sind.

Was weiter oben im allgemeinen von Liliencrons Romanen und Novellen gesagt wurde, trifft selbstverständlich auch auf die noch nicht namhaft gemachten Romane „Breide Hummelsbüttel“ und „Mit dem linken Ellenbogen“ zu, von denen noch manches zu sagen wäre; ich muß mich aber bescheiden, möchte auch Wiederholungen von bereits Gesagtem nach Möglichkeit vermeiden. Deshalb gehe ich auch auf Liliencrons Dramen nicht näher ein, von denen Paul Remer etwas hart urteilt: „Aus dem Jambengewoge seiner Dramen leuchtet wohl mancher Vers auf gleich einer hellen freudigen Welle, die eine poetische Einzelheit funkelnd hervorhebt — aber dazwischen breiten sich über Untiefen weite tote Gewässer, die nur die äußere Bewegung des Verses, nicht den inneren Rhythmus der Seele haben.“

Eine dankenswerte Aufgabe wäre es gewesen, noch nachzuweisen, daß Liliencron ein glänzender Hohenzollerndichter, freilich ohne jede Spur von Byzantinismus ist, wieviel ihn mit der Romantik verbindet, worin sein prächtiger Humor wurzelt, wieviel wir dem Neubeleber der Sprache, ja dem Sprachschöpfer, dem Finder und Bringer glücklicher neuer Wortbildungen verdanken und anderes mehr. Das alles würde aber zehnmal mehr Raum beanspruchen, als mir hier zur Verfügung steht. Und was nützt alles Reden über einen Dichter, wenn seine Werke selbst dabei ungelesen bleiben? Ich hoffe, daß es gelingen wird, durch diese Zeilen und die kleine Auswahl aus den Prosaschriften dem Gesamtschaffen Liliencrons wieder manchen neuen Freund zu gewinnen. Die Verlagsbuchhandlung Schuster & Loeffler bietet die Werke ja so billig an, daß jeder, auch der weniger bemittelte Verehrer des Dichters den Schatz jetzt für seine Bücherei erwerben kann. — Zum Schluß gebe ich noch die Worte wieder, mit denen Wilhelm Schäfer, der Herausgeber der bekannten Düsseldorfer Kunstzeitschrift „Die Rheinlande“, die neue Gesamtausgabe der Werke Liliencrons begrüßte; einen schöneren Ausklang als in diesem vollen Akkorde kann ich mir gar nicht denken.

Detlev von Liliencron, unser herrlichster Dichter, der einzige unter den Modernen, dessen Geltung in der Weltliteratur un-

bestritten ist, den wir freudig neben die Großen der Vergangenheit stellen können, feiert am 3. Juni d. J. seinen sechzigsten Geburtstag.

Nun ist es am „Volk der Denker und Dichter", seine Pflicht zu tun; denn hier ist der Saft, aus dem so mancher Wein verschnitten wurde, der unterdessen beim deutschen Volk Erfolg hatte, während von ihm selbst zwar viele mit Bewunderung sprachen, aber nur wenige ihr Entzücken an ihm hatten, vor allen die Schaffenden. Wie die Lyrik des jungen Goethe durch ihre unmittelbare lebendige Fülle über die geschraubte Wortspielerei des achtzehnten Jahrhunderts hinaushob, so hat uns die Liliencronsche Lyrik aus dem Wortgeklingel der Epigonen befreit. Er hat dem modernen Gefühl die Zunge gelöst, und wo heute irgendwo ein lyrisches Stimmchen hell und frisch aus unserem Leben singt, hat ihm Liliencron den Weg zur Natur gezeigt.

Wohl mag eine zarte Seele hier und da bei einem starken Wort dieses Dichters erschrecken, aber wie wir nicht daran denken, deshalb Goethens oder Kleistens Werken unseren Bücherschrank zu versperren, so darf es uns nicht hindern, den Schatz dieses großen Dichters freudigen Herzens hinzunehmen. Wer seinem Volk so viel gab, wer sich so den Großen anreihte durch die Selbstzucht eines herrlichen Talentes, der hat ein Recht, unbedenklich genommen zu werden!

Das deutsche Volk hat sich des „Jörn Uhl" begeistert angenommen, es ist dem feinen Talent Gerhart Hauptmanns willig gefolgt: hier steht neben der stillen Begabung des holsteinischen Träumers weit überragend die strotzende Kraft des Genies, hier sind hundert Register gezogen und alle von gleicher Schönheit, wie die wenigen des schlesischen Dramatikers; hier kommt der herrlichste unter den lebenden Dichtern zu seinem Volk, hier steht mit seinen sechzig Jahren wieder einmal wie vordem Böcklin eine Offenbarung germanischer Urkraft in einer unermeßlichen Fülle vor uns. Nicht um einen alten Dichter zu ehren, sondern um reicher, kräftiger, stolzer, selbstbewußter zu werden, muß unser Volk diesen Wundertrank nehmen!

Iserlohn, im Mai 1904. Ludwig Schröder.

Eine Sommerschlacht.

Ziehe mich nicht ohne Grund; wenn du mich aber herausziſchen läßt, dann ſtecke mich nicht eher wieder in die Scheide, bis ich Blut getrunken habe.

Alter Klingenſpruch.

Am Kamin, den Becher in der Hand, läßt ſich's gut erzählen. Mein Freund plauderte:

Wenn ich in meiner Kinderzeit auf Jahrmärkten in Rundgemälde-Hallen geführt wurde, in denen Gefechts-anſichten, in Brand geſchoſſene Städte, brennende Brücken, ganze Schlachten abgebildet waren, konnte ich vor ſpringen-der Erregung nicht einſchlafen. Die Eindrücke hafteten ſo ſtark in mir, daß ich alles andere darüber vergaß. Meine Eltern verhinderten aus dieſem Grunde auf Jahre hinaus den Beſuch ſolcher Schauſtellungen.

Die Kondottieri, der Räuberhauptmann, das Korſaren-ſchiff, der Wilddieb, die Raubritter, der Strandlauerer, alles das hatte für meine glühende Knabenphantaſie einen beſonderen Reiz. Und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätte meine Mutter nicht unabläſſig abgelenkt und mich eingeführt in die Bücher der Geſchichte. Die eben genannten ehrenwerten Herren mußten Platz machen, und Leonidas, Alexander, Cäſar, der große Kurfürſt, Friedrich der Große, Napoleon, Blücher und wie ſie hießen, traten an ihre Stelle. Ungezügelte Freude doch konnte ich nicht ver-hehlen, wenn ich von Dörnberg las, von Schill und Colomb. Ein Parteigänger zu werden, meinem Vater-lande, wenn es unter tauſend Wunden ſtöhnen würde

wie ein gebunden Tier, durch kühne Wagnisse Stützen zu geben, der Wunsch hat mich nie verlassen.

Ich wurde natürlich Soldat; und bin es leidenschaftlich bis heute. Besonders hat mir das Zigeunerleben in den Kriegen gefallen. Und ich wüßte auch nicht einen Tag, ja, nicht einen einzigen Tag, wenn wir im Felde standen, daß ich mich zurückgesehnt hätte zu Frieden und Ruhe. Der alte Knabenjubel an den Taten der Kondottieri und Landsknechtsführer war doch nicht ganz in mir verhallt.

Aber du wolltest von meiner Feuertaufe hören:

Ich war eben Offizier geworden. Wir lagen gegen Ende Juni 1866 in der schönen Provinz Schlesien seit etwa vierzehn Tagen auf einem Schlosse, das einem alten Edelfräulein gehörte. Mit vaterlandsliebendem Herzen trug sie die große Last der Einquartierung; mit gleicher Sorgfalt wachte sie, daß wir siebenundzwanzig Offiziere es so gut wie denkbar hatten, als auch, daß es jedem Füsilier, jedem Dragoner an dem nicht fehlen möchte, was ihnen nach anstrengendem Dienste das Leben auf ihrem Gute angenehm machen könnte. Sie war persönlich unermüdlich.

Eines Tages beim Mittagessen — die Regimentsmusik hatte eben im Garten den Hohenfriedeberger, den prächtigen Schlachtenzünder und Siegentflammer beendet — erhob sie sich und hielt folgenden Trinkspruch:

Meine Herren!

In jeder Minute erwarten wir den Krieg. Sie ziehen ihm entgegen. Den Segen Gottes flehe ich nicht auf Sie herab, denn der Herr verhüllt sein Antlitz mit dem breiten Ärmel, oder wohl besser: Er kann des kleinlichen Menschengezänkes nicht achten. Und wenn auch: Tausende in unserer Heimat, Tausende

des Feindes erbitten von ihm den Sieg. Wem denn soll sich Gott wenden?

(Eine kleine Pause entstand; ich bemerkte einen herben Zug an ihren Lippen. Wir Offiziere schauten ein wenig verwundert ins Glas; andere sahen sich stumm fragend an.)

Aber Stahl und Eisen wünsch' ich in Ihre Arme gegossen. Möchten Sie Ihren Frauen und Kindern, möchten Sie allen denen, die Sie lieben, zurückkehren. Doch soll's nicht sein, nun, meine Herren, dann sterben Sie den beneidenswertesten Tod, den Tod fürs Vaterland. Ihnen allen voran zieht der König. Begeistert werden Sie nach der Schlacht ihn umringen und ihm die teuern, tapfern Hände küssen. Das Vaterland sieht auf Sie!

Es lebe der König!

Sie stand wie eine Seherin. Dann hob sie das Sektglas und trank es aus mit einem Zuge. Lautlose Stille folgte, und schon wollten wir sie umdrängen, mit ihr anzustoßen; schon wollten wir, stehend, das alte, schöne Königs- und Vaterlandslied anstimmen, als eine der Flügeltüren aufgerissen wurde. Ein stark bestaubter Ulan trat ein, sah sich kurz im Kreise um und schritt dann lebhaft zum Divisionsgeneral. Vor ihm in strammer Haltung stehen bleibend, überreichte er mit der Rechten in schnellem Schwung ein großes versiegeltes Schreiben: „Eurer Exzellenz sofort eigenhändig abzugeben." Der General, nach leichter Verbeugung zu seiner Nachbarin, unserer alten Wirtin, erbrach es. Schweigen des Todes. Dann sah er aus der Zuschrift auf und sagte: „Meine Herren, der Krieg ist erklärt."

Und wieder geschah's, daß nicht sofort bei uns Offizieren der Jubel ausbrechen konnte. Die Nachricht, stündlich erwartet, war doch zu überwältigend.

Nur ein junger Dragonerleutnant, der vielleicht sein Champagnerglas etwas zu häufig hatte den Weg machen lassen zwischen Tisch und Zunge, rief laut: „Na, denn man druff wie Blücher!“ Ein strenger Blick seines Regimentskommandeurs traf ihn; dann wandte dieser seine Augen ein wenig ängstlich auf den General. Doch die Exzellenz nahm das Wort lustig auf und wiederholte: „Ja, meine Herren, denn man druff wie Blücher!“

In hoher Erregung schlugen unsere Soldatenherzen.

Auf dem Hofe traf ich gleich darauf den alten Sergeanten Cziczan von meiner Kompagnie. „Nun, wissen Sie schon, der Krieg ist erklärt.“ „Zu Befell, Herr Leitnant, ich freue mir.“

Dem alten Sergeanten Cziczan war ich sehr gewogen. Hatten jemals die altpreußische Treue, das altpreußische: „Über alles geht die Pflicht“ eine Verkörperung in einem Menschen gefunden, so war's bei Cziczan. Mit zwei gewaltigen oberen Vorderzähnen — die anderen Beißer und Zermalmer fehlten ihm wohl schon — gezeichnet, machte sein Gesicht den ewigen Eindruck, als hätte er die Schwindsucht im höchsten Grade. Aber es gab keinen gesunderen, zäheren Mann als ihn.

Ich eilte zu meinen Leuten. Beim Eintritt in die Scheune sah ich zurück. Mein alter Sergeant las eifrig im „kleinen Waldersee“*), den er in jeder Lebenslage mit sich führte. Und jedenfalls ruhte sein Auge in diesem Augenblick auf der Stelle:

Im Gefecht erprobt sich erst der echte Soldat; im Kugelregen und vor der Spitze feindlicher Bajonette muß es sich zeigen, ob er die erste und unentbehrlichste Eigenschaft des Kriegers, Mut und Unerschrockenheit, besitzt.

---

*) Ein vorzügliches Instruktionsbuch für die Unteroffiziere und Mannschaften.

Schon nach einer Stunde waren wir auf dem Marsche an die Grenze. Es wollte zuerst keine rechte „Stimmung“ aufkommen. Zu gewaltig in uns allen drängte sich der Gedanke: wir sind im Kriege. Aber dann, als der volle Mond unseren Helmen und Gewehren seinen beruhigenden Glanz lieh, als wir auf den Bergen die Fanale brennen sahen, begann bald hier, bald dort ein leises Gespräch mit dem Nebenmann; bald hier, bald da, wie aus Träumen, wollte der Gesang anheben. Und endlich tönte eins der schwermütigen, wie mit finsterer Stirn gesungenen Lieder meiner Westfalen. Und dann, nun dann wechselten die alten, lieben, lustigen Soldatengesänge.

Vor der Kompagnie ritt schweigend unser Hauptmann. Alle, wir Offiziere nicht zum wenigsten, waren ihm schwärmerisch zugetan. Es gab kein schöneres Soldatengesicht. Wie ihm der dicke, lange Schnurrbart vom Winde an die gebräunten Backen geweht wurde, wie klug sein Auge schaute. Er sprach nicht viel; ein gleichmäßiger, darf ich sagen stillheiterer Ernst verließ ihn nie. Von der nackten Wirklichkeit des Seins tief durchdrungen, fand er seine Ruhe, sein Glück in strengster Pflichterfüllung, in rastlosem Sorgen für das Wohl seiner Mitmenschen und im besonderen seiner Kompagnie.

Und munter, nach dem ersten Rendezvous, marschierten wir in die Nacht hinein. Der Schritt kam uns heute schneller vor. War es das gute Fieber im Soldaten, vom Höchstkommandierenden bis zum Tambour, an den Feind zu kommen?

Ich unterhielt mich mit Cziczan. Wir schlossen die Kompagnie. Er wie ich sahen heute zum erstenmal Tausende von Leuchtkäferchen in den Gebüschen. Zu all dem Nachtglanz wollten die Tierchen nicht zurückbleiben.

Plötzlich wurde Halt befohlen. Die Kompagnien

marschierten auf. Wachen und Posten wurden ausgestellt. Feldwachen und Patrouillen gingen ins Vorland. Das Bataillon biwakierte. Holz und Stroh kam nicht heran. Wir lagen, von unseren Mänteln zugedeckt, in einem Walde. Es war warm. Einmal erwachte ich: ich sah, wie mein Hauptmann, an einen Baum gelehnt, in den Mond schaute. Seine Augen blickten schwermütig und traurig. Nie hatte ich ihn so gesehen. Bald sanken meine Lider wieder, um sich gegen Mitternacht noch einmal zu öffnen. Ich bemerkte, daß einer die Gewehrpyramiden umging. Der Posten schien es nicht zu sein. Es war Cziczan, der, den kleinen Waldersee in der Hand, leise fluchend, stille Wut im Gesicht, einige nicht ganz scharf ausgerichtete Gewehre ordnete. Zuweilen fiel der Mondschein auf die beiden blanken Vorderzähne. Bald schlief ich wieder fest . . .

Früh am anderen Morgen waren wir schon wieder unterwegs. Es wurde unerträglich heiß. Cziczan lief wie ein Schäferhund an den Seiten der Kompagnie, bald hier, bald dort. Unaufhörlich klang seine heisere, bellende, zischende Stimme: aufmunternd, scheltend, gute Worte, böse Worte gebend: wie's kam. Und heiß und heißer ward es. Der Durst, dieser furchtbarste Feind des Soldaten, quälte uns. Wir sahen wie Schornsteinfeger aus. Durch die dicke Staubkruste auf unseren Gesichtern bahnte sich der Schweiß Furchen und Rinnen; dann tröpfelte er auf Schultern, Brust und Nacken. Die Kragen waren schon durchnäßt. Gewehr und Tornister drückten schwer. Gesang und Gespräch waren längst verstummt. Jeder stierte nur mit starren Augen auf die Fersen seines Vordermannes.

Einmal marschierten wir wie durch die Wüste Sahara, soviel Sand ringsum. Da rief plötzlich durch die Stille ein Berliner, der in meiner Kompagnie diente:

„Mir soll doch ejentlich verlangen, wenn det erste Kamel uns bejejent.“ Alles lachte, um gleich wieder leise ächzend fortzumahlen.

Da blitzt uns ein Dorf entgegen. Kurzes Rendezvous. Einige Leute werden vorgeschickt, die Bauern mit Wasser an die Türen zu stellen. Dann kommen wir nach. Im langsamen Vorwärtsziehen trinkt rechts und links die Kompagnie. Greise, Kinder, Männer, Weiber: alles steht mit Töpfen, Geschirren, Schüsseln, Eimern vor den Häusern. Wie sehr ist in uns Menschen der Selbsterhaltungstrieb rege. Das hab' ich beim befriedigt werdenden Durst oft beobachtet. Jeder stürzt sich auf das nächste Wasser, reißt die Tasse, das Glas, den Kübel an sich. An den Lippen läuft, wie bei saufendem Vieh, wenn sie den Kopf aus dem Zuber heben, das Wasser hinab, auf Hals und Brust. Die Augen liegen stier, gierig, tierisch auf der kleinen Welle. Das Gesicht ist verzerrt.

Ah, wie hatte uns das wohlgetan.

Und wieder ging es weiter. Adjutanten und Ordonnanzen flogen bisweilen an uns vorbei nach vorn, oder kamen uns entgegen. Eine trabende Batterie überholte uns. Die Geschützrohre gaben jenen eigentümlichen, schütternden Klang. Ein kurzer Wechselgruß der Offiziere, und schon ist sie vor uns. Die Sektionen, die sich an den einen Wegrand gedrängt hatten während des Vorüberfahrens, ziehen sich wieder mehr auseinander. Die Pfeifen sind im Gang. Der säuerliche Geruch des Tabaks begleitet uns.

Endlich bogen wir in einen langen Hohlweg ein. Rechts und links drohen steile Felswände.

Es überkam mich ein etwas unheimliches Gefühl: wenn wir hier plötzlich von oben beschossen würden? „Was würden Sie tun, Cziczan, wenn von allen Seiten

Schüsse auf uns fielen?“ Der Sergeant will nach seinem Waldersee greifen, aber, wie beschämt, besinnt er sich eine Sekunde, läßt die Hand ruhen und antwortet: „Rechts und links um, in der Höhe, vorwärts, in der Höhe. Kuraschi, Leute, Kuraschi!“ „Bravo! Cziczan, das wäre allerdings das einzig Richtige.“

Nachdem wir über eine halbe Stunde, immer im Paß, weitergezogen sind, sehen wir am Ausgange den kommandierenden General halten mit seinem Stabe. Er läßt Bataillon auf Bataillon, Batterie auf Batterie, Schwadron auf Schwadron an sich vorbeiziehen. Seine eisernen Augen bohren sich uns in die Eingeweide. Zuweilen macht sein Charakterkopf kurze, blitzartige Wendungen wie ein Vogelköpfchen. Streng und hart ist sein Gesicht. Ihm und dem neben ihm haltenden Chef des Stabes mochten die Herzen doch froher pochen: fast das ganze Armeekorps hatte den Paß durchzogen. Wir waren dem Feinde zuvorgekommen.

Nachdem ich, ich muß es gestehen: etwas scheu dem Kommandierenden vorüber bin, denk' ich: der hält fest, der läßt nicht los. Cziczan, die beiden Vorderzähne in die Unterlippe gedrückt, ist stramm mit Augen rechts an der Exzellenz weitergerückt. „Der forcht sich nit, der spuckt dem Feinde auf den Hut,“ fiel mir's ein, als ich dem braven Sergeanten, der denn doch nachher auch eine kleine Erleichterung verspürte, auf das Beißgesicht sah.

Gegen Abend machten wir Halt auf einer Bergkuppe. Die Aussicht ist herrlich. Und deutlich vor uns liegt Böhmen.

Und nun ein emsig Biwakleben. Stroh und Holz sind noch nicht eingetroffen; es lag in der Unmöglichkeit, uns so rasch folgen zu können. Wir müssen uns wieder mit den Mänteln begnügen. Ich wurde mit einer Abteilung abgesandt, Baumstämmchen und Äste aus dem

nächsten Gehölz zu holen. Bald sind wir wieder zurück. Die Feuer knistern, brennen. Die Mannschaften bretzeln und kochen. Der Vollmond geht auf, die Sterne funkeln: eine köstliche Biwaknacht! Wir sitzen um die flammenden Holzstöße; ab und zu weht uns der Rauch in die Nase. Glühwein wird getrunken.

Wir Offiziere vom Bataillon treffen viel zusammen. Das Gespräch handelt nur von morgen: eine Schlacht steht sicher in Aussicht. Und nun: da jagt ein Adjutant heran, hier steigt einer zu Pferde; da kommt unser Brigadegeneral im Schritt geritten. Die Hünengestalt hält ab und zu bei den Feuern. Er läßt einige Offiziere zu sich bitten. Er erzählt uns, was er verraten darf. Unablässig gehen starke Patrouillen ins Vorland, an die Grenze, über die Grenze. Cziczan liest eifrig, nachdem er über eine Stunde stillwütig wieder die Gewehr-Pyramiden in haarscharfe Richtung gebracht hat, im Waldersee: es ist der Abschnitt über den Dienst in Lagern.

O du lustig Biwak! Mit deinem Brenzelgeruch, mit deinem Gesumm. Dorther klingt ferner Postenruf, hier wiehert ein Pferd; bald rauscht irgendwo ein leise gehaltener Zornausbruch eines Hauptmanns, der seine Unteroffiziere um sich versammelt hat. Dazwischen: Rufen einzelner Namen, „dritte Korporalschaft antreten“, „sind die Wasserholer schon da?“, ein Gesang in der Ferne, plötzlich ein lautes Gelächter, hinter dem Rasenstück, wo man den Kopf zum Ruhen legte: ein unendlich langes, leise geführtes Gespräch zweier Freunde aus demselben Dorf, und stiller . . . stiller wird es, nur noch zuweilen ein Fluch, wenn ein Mann an den Beinen vom Feuer gezogen wird, der Posten stehen, Patrouille gehen soll . . . Schnarchen . . . Klirren und Zischen eines umstürzenden und ausfließenden Feldkessels. Und stiller . . . still . . .

Ich konnte nicht schlafen. Bald lag ich in den

Furchen eines Kartoffelfeldes, bald über ihnen. Keine Lage gefiel. Der Tau sank stark herab; mich fror.

Ich erhob mich, wickelte mich fest in meinen Paletot und ging ans nächste Feuer. Im Kreise lagen die schnarchenden Mannschaften. Dicht am verglimmenden Holz, ab und zu ein frisches Scheit hineinwerfend, daß die Funken zum Himmel stoben, stand mein alter Sergeant Cziczan. Ich beobachtete ihn. Die rechte Hand, um sich zu wärmen, dem Feuer entgegenhaltend, hielt er in der Linken den Waldersee. Er las vor sich hin:

Unter Schleichpatrouillen versteht man diejenigen Patrouillen, welche von den Feldwachen auf weitere Entfernungen, d. h. bis auf etwa $^1/_8$ Meile, gegen den Feind vorgeschickt werden, um einen etwaigen Anmarsch desselben so früh als möglich zu entdecken, überhaupt aber, um Nachrichten über dessen Stellung und Bewegungen einzuziehen ...

„Cziczan," unterbrach ich ihn. „Zu Befell, Herr Leitnant." Er hatte meine Stimme sofort erkannt. „Wir werden morgen ins Feuer kommen." „Zu Befell, Herr Leitnant." „Ich bin froh, daß ich Sie in meinem Zuge habe." „Zu Befell, Herr Leitnant." Ich trat zu ihm. „Haben Sie daran gedacht, daß wir fallen können?" „Zu Befell, Herr Leitnant, nein." „Nun, das ist gut, wir Soldaten haben auch darüber nicht viel nachzudenken." „Zu Befell, Herr Leitnant!"

Da fiel ein Schuß, in nicht zu weiter Entfernung; der erste! Gleich darauf knatterten mehrere. Cziczans Augen leuchteten wie die Lichter eines Luchses, und stark durch die Nase gezogen klang ein lautes: Ha. Die ganze Kompagnie kannte dieses Nasen-Ha, das von ihm ausgestoßen wurde, wenn er stark erregt war.

Im Biwak entstand Bewegung wie in einem gestörten Ameisenhaufen. „An die Gewehre!" ... Ein Füsilier

von einer Patrouille nahte in raschem Schritte, atemlos: „Wo ist der Herr Major? . . . wo ist . . .“ „Hier!“ rief ihm schon die tiefe Stimme des Bataillonskommandeurs entgegen.

Der Mann brachte uns die erste Kriegsmeldung.

Noch einmal wurden die Gewehre zusammengesetzt; es sollte, wenn noch angängig, der Kaffee gebraut werden. Erst wuschen wir uns in den Kochgeschirren, dann tranken wir aus denselben Behältern den stark mit Strohhalmen und Gras gemischten Mokka. Und er schmeckte uns nach der kalten Nacht vortrefflich.

Der Morgen war völlig angebrochen. Viele Füsiliere lagen noch an den alten Kochstellen und schrieben einige Worte an ihre Lieben daheim. Mancher zum letztenmal.

Dann hieß es: „An die Gewehre!“ und „Aus der Mitte in Reihen“ ging's auf die Landstraße. Rechts und links des Weges lagen gelöschte Wachtfeuer, öde und unbehaglich. Wir marschierten ohne Gesang.

Um sieben Uhr überschritten wir mit donnerndem Hurra die Grenze. Wir waren in Feindesland. Hart hinter ihr lag ein erschossener Österreicher. Er war bis an die Haare mit seinem Mantel bedeckt.

Es war der erste Tote.

Dann durchzogen wir ein böhmisches Städtchen und machten ein kurzes Rendezvous im Korn. Ein eigentümlich Gefühl, in das reifende Weizenfeld zu treten. Aber kein Platz war sonst zu finden. Und jede Schonung hat aufgehört. Den Teufel auch, jetzt gilt's. Du oder ich; mit äußerster Anspannung aller Kräfte. Das Friedensland mit seinen Satzungen und Gesetzen dämmert irgendwo weit, weit hinter uns.

Und wieder vorwärts! Die Sonne brannte wie in Innerafrika. Ein sengend heißer Tag stand uns bevor.

Kaum waren wir drei bis vier Minuten im Marsch,

als die Riesengestalt des Brigadegenerals auf seinem gelben flandrischen Hengste uns entgegenraste. Sein Adjutant konnte kaum folgen. Von fern schon schrie er: „Linksum machen, die Österreicher sind da!“ Und kurz vorm Bataillon brachte er mit mächtigem Ruck, sich tief im Sattel zurückbiegend, sein Pferd zum Stehen, um es augenblicklich wieder herumzureißen und, dem Gaul die Zinken einsetzend, in die Richtung gegen den Feind uns voran zu sprengen. Noch seh' ich die fliegenden Quasten der Schärpe.

„Linksum!“ und wir steigen in „Kolonne nach der Mitte“ die Anhöhe hinan. Der Schützenzug schwärmte aus. Schneidig ging er vor. Der Hauptmann ritt selbst mit. Ich führte das Soutien. Wir Offiziere zogen die Säbel (ich mit einem gewissen theatralischen Schwung) und ließen sie im gleißenden Sonnenlichte ihre Freude haben. Bald kam der Hauptmann zu uns zurück. Nichts war zu hören, nichts zu sehen.

Da . . . **bssssssssst — bum!** die erste Granate.

Sie flog weit über unsere Köpfe fort. Aber wir alle, ohne Ausnahme, hatten eine tiefe Verbeugung gemacht. Selbst der Hauptmann schien einen Augenblick die Mähne seines Pferdes mit den Lippen berühren zu wollen. Die zweite Granate flog über uns weg. Die Verbeugung war schon weniger tief.

Der Hauptmann, die Faust mit dem Säbel auf die Gruppe seines Pferdes setzend, sah uns lächelnd an. Aus seinen Augen strömte eine solche Ruhe, daß wir wie auf dem Exerzierplatz vorgingen.

Nun knallen die ersten Gewehrschüsse. Bald hatten wir ein Wäldchen erreicht und breiteten uns hier am andern Rande hinter den Bäumen aus. Tak, tak, tak, sagte es, tak, tak, tak—tak—taktak—taktaktaktak—taktak—tak—taktaktak . . . Wie in einem großen Telegraphen-

bureau hörte sich's an. Es waren die feindlichen Kugeln, die mit diesem Geräusch in die Stämme schlugen, hinter denen wir standen. Wir konnten nichts vom Feinde sehen.

Zum Kuckuck, wo kommen die Schüsse her? Ah so, ja, ja! Von der Kirchhofsmauer uns gegenüber.

Da trifft die erste Kugel. Dicht neben mir sinkt einer meiner Füsiliere, mitten durch die Brust geschossen. Ich seh's vor mir: das Gewehr entfällt ihm, sein Mund öffnet sich weit, es ist wie ein krächzender Ton, die Augen werden ganz groß, dann bricht er, mit den Händen greifend, zusammen.

Und nun blieb mir wirklich nicht viel Zeit mehr, mich mit Toten und Verwundeten zu beschäftigen. Der Hauptmann rief mich, und wir sahen von einer dicken Buche aus mit unseren Krimstechern ins Gefecht. Das glänzte! Das blitzte, das funkelte! Ein weißes Regiment neben dem andern, vor- und hintereinander, zog auf uns zu. Deutlich hörten wir hier, da, dort, rechts, links, fern, nah die Regimentsmusiken. Alle spielten den Radetzkimarsch.

Wir standen in der äußersten Avantgarde.

„Hier bleiben wir!" sagte der Hauptmann zu mir. „Zu Befehl, Herr Hauptmann," antwortete ich ein wenig hastig. Er legt mir lächelnd die Hand auf die Schulter.

Plötzlich, in ausgreifendem Schritt, kommen zwei Pferde auf uns zu, zwischen uns und der Kirchhofsmauer. Der Brigadegeneral, mit einem Schuß durch den Unterleib, liegt in den Armen seines Adjutanten. Die feindlichen Jäger schießen wie toll auf die beiden. Aber sie kommen in unserem Wäldchen an. Der General, bewußtlos, wird weiter rückwärts getragen. Der kühne, schöne General. Vor einer Viertelstunde noch ein blendender Achill, strotzend vor Mut und Kampflust! und nun ein Häufchen Elend.

Der Feind kommt! Alle Wetter! Wir stehen ja

ganz allein. Schon über eine Stunde halten wir das Wäldchen. Der Hauptmann geht mit einem Hornisten nach rechts, um sich die Lage anzusehen. Ich übernehme für den Augenblick das Kommando. Just krabbelt's und kribbelt's an der uns gegenüberliegenden Mauer herunter, und rechts und links von dieser brechen dicke Kolonnen auf uns ein. Ich ziehe im Laufschritt das Soutien an den Waldrand. Dann schrei' ich mit der Fistel:

„Rechts und links marschiert auf! Marsch! Marsch!“ Dann, langgezogen: „Schnellfeuer!“

Und die Hölle tut sich bei uns auf. Mit wundervollem Mut, mit prächtigem Vorwärts, weit die Offiziere voran, und wenn sie fallen, springen andere vor, so dringt's her gegen uns. Aber der Feind kann nichts machen gegen unser Blitzfeuer. Er muß zurück. Verwundete schwanken auf uns zu.

Da kommt der Hauptmann wieder. Er drückt mir die Hand. Und ein Funkelfeuer wirft sein Auge in mein Herz. Ich weiß, was er will: „Auf!“ schreit er, und vorwärts, glühend er voran, mit Marsch, Marsch auf den Feind. Wir sind an der Mauer. Hinauf! Hinab! Mann gegen Mann. Ein langer österreichischer Jäger hebt mich am Kragen hoch und will mich wie einen Hasen abfangen. Aber: „Ha!“ faucht es neben mir durch die Nase, und Cziczan „flutscht“ ihm das aufgepflanzte Seitengewehr durch die Rippen. Einen Augenblick schau' ich mich um: der alte Sergeant steht neben mir. „Ha!“ schnaubt er durch die Nase. Seine Augen rollen. Er ist der einzige, der auch in diesem Augenblick nicht einen Knopf, nicht den Kragen geöffnet hat.

Und Stoß auf Stoß und Schlag auf Schlag. Ein feindlicher Offizier zielt zwei Schritte vor mir auf mich mit seinem Revolver. Ich springe mit dem Degenknauf auf ihn zu. Bums! lieg' ich. Aber es war nicht ge-

fährlich. „Ha," hör' ich Cziczan, und der Offizier hat von ihm einen Schuß durch die Stirn. Ich bin schon wieder hoch. Meinen Hauptmann erblick' ich, von drei, vier Jägern angegriffen. Den einen würgt er, gegen den zweiten, der wütend mit dem Kolben auf ihn einschlägt, hält er den Säbel hoch. „Cziczan, Cziczan," ruf' ich heiser, „Cziczan, Cziczan! Der Hauptmann, der Hauptmann!" „Ha!" und wir springen wie wilde Katzen auf den Raub. Das war hohe Zeit.

Auf dem Kirchhof sieht's greulich aus. Der Feind, immer wieder unterstützt, wehrt sich verzweifelt. Auch wir haben Hilfe erhalten. Nach wie vor ist der Kirchhof umstritten.

Aus der offenen Tür der Kapelle quillt ein dicker schwarzer Qualm; er schlägt draußen nach oben zum Turm. Dieser steht in Flammen.

Grausig sieht's drinnen aus. Es wird gekämpft hier bis zum äußersten, fast um jeden Stuhl. Ein österreichischer Infanterist hat im Todesschmerz die halb herabgeschleuderte Madonna umfaßt. Er ist längst tot. Über und über sind er und das Muttergottesbild in Blut gebadet. Cziczan ist es gelungen, auf die Kanzel zu klettern. Von hier gibt er sicher Schuß auf Schuß in den Knäuel. Vom Altar sind Decke und Gefäße heruntergerissen; sie rollen hin und her zwischen den Kämpfenden. Die Orgelpfeifen, der Erbarmer, die Fenster, alles ist durchlöchert von Kugeln. Vergebens suche ich in die brennende Kirche zu kommen; sie muß endlich unser werden. Da gelingt's mir fast, aber schon bin ich im Strudel wieder draußen. Einer packt mich von hinten an der Schulter, eisern. Ich dreh' den Kopf. Ein graubärtiger Stabsoffizier, mit blutunterlaufenen Augen, will mich herunterreißen. Ich nehme alle Kraft zusammen, zerre mich los und drück' ihn auf ein kleines schiefes

Kreuz. Er macht ein Gesicht wie eine scheußliche Maske ... Schindeln fliegen vom Dach. Und im Pulverdampf, im Dunst, im Qualm ist nichts, nichts mehr zu sehen.

Einer meiner Rekruten vom vorigen Winter ist immer neben mir geblieben. Jetzt seh' ich ihn noch ... wo ... wo ... alles Rauch, Flammen, Schaum, Wut ... Da hör' ich durch all den Lärm seine gellende Stimme: „Herr Leutnant, Herr Leutnant! ... Wo ... wo bist du ... Mehrkens, Mehrkens, wo bist du ..." Einer umklammert meine linke Hand, fest, schraubenartig. Ich beuge mich zu ihm. Es ist mein kleiner Rekrut, der mich hält. Ein Schuß von der Seite hat ihm beide Augen weggenommen. Aber schon lösen sich seine Hände. Die Finger lassen ab, werden starr, bleiben gekrümmt ... und er sinkt in den Blutsee.

Der Kirchhof ist unser! Hurra! Hurra!

Den Hauptmann treff' ich auf der Mauer. Fast die ganze linke Seite seines Rockes fehlt. Das Hemd steht vorn auf. Seine breite Brust keucht in langen Zügen. Ich springe zu ihm hinauf. Sich mit der Rechten auf den Säbel stützend, ergreift er meine Hände mit der Linken. So stehen wir eine Minute, hoch auf der Mauer, schweigend. Und vor uns dampft es, und um uns, und überall. Funken, von der Kirche her, umtanzen uns, wie goldene Mücken. Mein linker Fuß ruht auf dem Nacken eines beim Übersteigen der Mauer erschossenen und hängengebliebenen Jägers. Und so stehen wir ... schweigend ... eine Minute ... und Sieg und Sonne glüht auf unseren Gesichtern.

„Noch kein Feierabend," sagt er still lächelnd, und mit: „Vorwärts! Vorwärts!" springt er hinab; ich mit ihm. Cziczan folgt; und alles hinterher, was noch Arme und Beine hat.

Und wieder weiter. Die Gewehrläufe sind zum Zerspringen heiß. Der Tambour schlägt unausgesetzt plum—bum, plum—bum, plum—bum, immer nach dem zufallenden ersten Schlag der nachfolgende einzelne. Ich geh' mit dem Hauptmann vor der Kompagnie. Plötzlich sehen wir im Feld einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Er ist umkränzt von Toten und Verwundeten; längst ist der Eimer verschwunden. Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biest) eine Granate mitten in meine Leute. Sie reißt die halbe Einfassung mit; und einige kollern mit den Steinen in die Tiefe. Elf, zwölf Füsiliere hat sie erschlagen, die Eingeweide herausgehaspelt, Arme, Beine, Köpfe, große Fleischstücke hat sie sich geharkt.

Der Hauptmann läßt Avancieren blasen und ruft: „Nicht umsehen, nicht umsehen!" Der Tambour schlägt wieder: Plum—bum, plum—bum, plum—bum.

Vorwärts! Vorwärts!

Was ist das? Der Hauptmann steht. Den Säbel hält er steilhoch. „Formiert das Karree! Marsch! Marsch!" Und wir sind schon im Knäuel um ihn herum.

Zwei feindliche Kürassierregimenter hatten uns wahrscheinlich schon lange vom Versteck aus beschielt.

Schon setzen sie mit schmetternden Fanfaren an — da kommen die rettenden Engel.

Der erste rettende Engel (der auch als tüchtiger Reitergeneral geschielt hatte; mag es vielleicht der Künste schwerste sein, große Reitermassen im Gefecht richtig zu führen) war ein kleiner dicker preußischer General, der wie ein Gummiball heranprescht. Sein Säbel, den er wie eine Schleuder über sich schwingt, blitzt; sein gutgefärbtes rotes Wrangelbärtchen leuchtet wie zwei spitze Flämmchen. Ihm hinterher — die beiden nächsten Engel — in weiter Entfernung voneinander in derselben Linie: ein Dragoner- und ein Ulanenoberst. Beide, mit breiter

Auslage nach vorn, liegen auf den Hälsen ihrer Gäule. Und nun viele hundert Engel: eine Kavalleriebrigade, zusammengekeilt, wie der Donnerwind. Ratatata!

Der kleine dicke preußische General haut sich schon mit den feindlichen herum. Dann gab's einen Krach (zwei Lokomotiven in voller Fahrt brechen nicht so ineinander), und dann war's, als wenn sich tausend Ringel einer ungeheueren Schlange im Kreise drehen. Bald aber verhüllte der Staub alles ...

He ... he ... ja, was denn ... was ist das ... Mein Gott, ja ... Ein einzelner feindlicher Kürassier rast auf uns ein. Sein Geschrei ist Gebrüll ... Es ist der Antichrist ... fünfzig, dreißig, zehn Schritte ... bei uns ... Kein Gewehr gegen ihn von uns hebt sich. Wir sind im Bann ... Jetzt ... jetzt ... Die Nüstern seines Rappens sprühen Feuer ... Jetzt ... und er haut mit einem Hieb, als holt' er aus den Sternen aus zur Erde ... Er hat einen Füsilier in der Mitte des ersten Gliedes getroffen; er hat ihm den Helm, den Kopf, den Hals bis auf den Wirbel gespalten ... Nun erst erwachen wir ... Cziczan ist der erste ... Zwanzig, dreißig Läufe heben sich, und Roß und Reiter stürzen wie ein schlecht geratener Pudding in sich zusammen ...

Einige sprangen auf und schnallten dem tapferen Reiter den Pallasch los. An der Innenseite der Koppel steht: Kürassier Teufel, 1. Eskadron Regiment Graf S.

Die feindlichen Kürassiere sind geschlagen. Es hinkt und humpelt von der Reiterwalstatt zu uns her. Wir gehen ihnen entgegen, unterstützen sie, nehmen sie auf. Ah, sieh da, auch mein Freund Karl, der schmucke Ulanenoffizier ...

In der Garnison wird er von uns Kameraden Leutnant Schneiderschreck genannt, weil er es fertig gebracht haben soll, einen nicht gutsitzenden Rock achtzehn-

mal nach Berlin zurückzusenden, bis er saß. Er hat einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen, und liebt es sehr, sie an seinem Lockenkopf in Bewegung zu setzen ... Da kommt er nun her, etwas kläglich. Ulanka und Hosen sind durchaus in Fetzen; die Tschapka ist gleich zum Teufel gegangen. Er hat (ein Reitergefecht ist nicht so gefährlich, wie es aussieht) nur flache Hiebe erhalten ... Ich geh' ihm entgegen. Er blinzelt mich an. „Ein verfluchter Schweinhund hat mir mein Lorgnon von der Nase in den Dreck geworfen," ist sein erstes Wort. „Aber du hast doch deine Nase selbst noch." Wir lachen; aber, weiß es Gott, es ist keine Zeit zum Lachen.

Ich liebe den guten Jungen sehr. Trotz seiner einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen hat er ein Goldherz; und frisch und klar sprudelt ihm Wort und Tat, und ohne Falsch.

Rechts auf seinen Säbel gestützt, links von einem Ulanen geführt, nähert sich uns vom Attackenfeld der Rittmeister Graf Glashand (heute: Graf Stahlfaust). Er ist schon ernstlicher zugerichtet als mein Freund Karl. Unausstehlich unangenehm ist er mir von jeher gewesen. Er gehört zu den sogenannten „Hochkirchlichen". Ohne je eine innere Bewegung zu fühlen, ohne Verständnis und Herz für alles Leben, ist sein Urteil über seine Mitmenschen hart und streng und kalt. In seiner Haartracht und dessen Bearbeitung ist er ein Quäker im Gegensatz zu meinem Freunde Karl. Ich glaube, er stellt seinen Generalsuperintendenten höher als seinen kleinen dicken Brigadegeneral, der, mit verbundenem Nacken, auf einer Protze, die von einem Beutepferd gezogen wird (ein Schlachtfeld sieht schon nach einer Stunde wie ein buntest verstreuter Weihnachtstisch aus), uns entgegenfährt. Ich eile stürmisch vor, um den mir bekannten und von mir außerordentlich verehrten General zu begrüßen.

„Herr General erlauben mir meinen und unser aller Dank aussprechen zu dürfen für die wundervolle Rettungsattacke.“

„Äh, was,“ antwortet der Gummiball, der aber in diesem Augenblick recht fest auf dem Protzkasten klebt, „äh, was,“ und er dreht sich das eine Flämmchen seines Wrangelbärtchens in die Höhe, „heit hat jeder seine Schuldigkeit getan ... Diese unverschämten Limmel scheinen keinen preißschen Jeneral zu kennen ... Hau ich mich da, was das Zeig hält, herum mit dem feindlichen Jeneral, schlägt mir so’n Hundsfott von Kürassier in’n Nacken, daß mir der Helm wackelt. Ich schrei den Kerl an: Kennt er denn keinen preißschen Jeneral ... Aber der beigt sich zu mir ...“ Der kleine dicke Herr wird plötzlich ohnmächtig. Rechts zu ihm setzt sich Graf Glashand, links mein Freund Karl; und so fährt der schneidige General, dem ich mein für ihn entzücktes Herz mitgebe, inmitten von Pharisäer und Weltkind, auf den Verbandsplatz.

Grade bringt ein Adjutant auf einem Husarenpferde, dessen Schabracke nach der einen Seite hängt, dem Hauptmann den Befehl, daß die Kompagnie halten und, indem er auf eine Mulde zeigt, sich mit dem Regiment vereinigen soll — als eine letzte, weit herkommende, matte Kugel dem alten Cziczan ins Herz schlägt; sie hat just noch so viel Kraft, daß sie ihn auf der Stelle tötet. Und Cziczan ist den Heldentod gestorben. Wir haben keine Zeit, ihn zu begraben. Morgen früh kommt er mit den übrigen (schichtweise werden sie gelegt) ins Massengrab. Ich schiebe ihm unter den Rock, auf das dunkelblaue Fleckchen, wo die Kugel eingedrungen ist, seinen Waldersee. Vorher hab’ ich eine neben mir stehende Taglichtnelke gepflückt (die weiße Blume war allerliebst mit roten Bluttüpfelchen gesprenkelt), und lege sie auf die Stelle:

Mit kühner Todesverachtung stürze der Soldat

sich dem Feind entgegen, und erreicht ihn eine feindliche Kugel, so falle er mit dem erhebenden Bewußtsein, daß es kein schöneres Ende für ihn gibt, als ein ruhmvoller Tod für König und Vaterland. —

Und Bataillon auf Bataillon, noch frisch, marschiert bei uns vorüber nach vorn; Verfolgungsbatterien rasseln in die Ferne. Wir aber ziehen uns der Mulde zu, um uns dort mit dem Regiment zu vereinigen.

Welch ein Wiedersehen! Welches Wiederfinden! Welches schmerzvolle Vermissen!

Die alten, heiligen Fahnen meines Regiments hat die Siegesgöttin geküßt. Aus ihren Lorbeerhainen hat sie uns Kränze gebracht. Den Verwundeten fächeln ihre Flügel Kühlung, den Gefallenen zeigt sie mit goldener Hand lächelnd Walhalla.

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Im engen Bett nur ein'r allein
Muß an den Todesreihen:
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.

Und die Nacht sinkt. Tod und Schlaf, die Brüder, sind bald nicht auseinander zu kennen; so ruht's auf dem Schlachtfelde.

Wir Offiziere sitzen um ein Feuer. Und einer nach dem andern von uns schließt auf der Stelle, wo er sitzt, liegt, die Augen. Mein treuer Bursche hat irgendwo eine Pferdedecke für mich erobert; er wickelt mich sorgfältig hinein wie ein Kind.

Noch hör' ich, wie mein in den Kreis tretender Hauptmann sagt: „Der König ist bei der Armee ein-

getroffen," und mein letztes Wort ist, ehe ich in festen, traumlosen Schlaf falle:

„Der König! Der König!"

Nächtlicher Angriff.

Viele Wochen schon hingen wir dem Feinde am Wimperhaar: wir hatten in einem Teile des großen Ringes des Belagerungsheeres die Vorposten gegeben. Jeden dritten Tag und jede dritte Nacht standen wir auf Feldwache, in den dazwischenliegenden Nächten bezogen wir Alarmquartiere, oder lagen, Gewehr in Arm, in Gräben und hinter Mauern und Häusern.

Wie froh überraschte uns die Nachricht, daß wir, um einige Tage zu ruhen, auf kurze Zeit abgelöst werden sollten!

Noch am selben Vormittag wurden wir zurückgenommen. Wir marschierten über den Fluß an das jenseitige Ufer. Auch andere Truppenteile wurden verschoben. Es war eine große Bewegung, die auch am folgenden Morgen noch nicht beendet schien.

Das Dorf Grand Mesnil ward uns als Capua angewiesen. Aber es war so überfüllt, daß wir Offiziere uns gleich für die erste Nacht Erdhütten in den Gärten bauen ließen. Die Nächte, es war im Anfange des Oktobers, waren nicht kalt, und seit einigen Tagen, nach Monaten, hatten wir herrliches Sommerwetter. So ließ es sich leben im Freien. Am folgenden Mittag, wieder schwamm alles in Sonnenlicht, hatte einer unserer Kompagnieoffiziere eine Überraschung für uns. Als wir uns um eine große leere Rosinenkiste zu Tisch setzten, erschien er mit einer Schüssel dampfenden Reises mit Curry und

Parmesankäse. Den Parmesankäse hatte ihm, in Briefumschlägen, aufeinanderfolgend, seine Frau gesandt. Ja, das war wirklich eine Überraschung. Freilich, freilich, das Rindfleisch, das daneben stand ... Aber das ist unwichtig für heute, haben wir doch den Genuß, Reis mit Curry und Parmesankäse essen zu können. Die vor uns stehenden Becher und Gläser sind gefüllt mit jenem vortrefflichen roten französischen Landwein, der Tausende von unseren Leuten in Frankreich gesund erhalten hat.

„Also, meine Herren," erhob sich unser Hauptmann, „es lebe der Spender! Und nun nicht mehr gefackelt."

Schon war die Verteilung der verlockenden Speise auf den Tellern erfolgt, schon wollten wir die Gabeln ihre Stech-, Hebe- und Holübungen beginnen lassen, als sich plötzlich, die nächsten Häuser hatten ihn uns verborgen, an unserer Schüssel der Divisionsgeneral und einer seiner Generalstabsoffiziere, wie aus der Erde gewachsen, zeigten.

Wir sprangen von den Sitzen und legten die Hand an die Mütze. Der Hauptmann meldete.

„Was, wie," rief der General drollig, „Reis mit Curry. Das ist ja etwas Köstliches. Meine Herren, meinem Adjutanten und mir nur eine Gabel, dann wollen wir wie die Schatten wieder von dannen reiten."

Das Gericht stand in solcher Menge vor uns, daß wir die Herren baten, unter allen Umständen unsere Gäste bleiben zu wollen. Gleich darauf saßen sie zwischen uns.

Der General erzählte, daß er während eines zweijährigen Kommandos in Indien erst erfahren habe, was aus Reis zu machen sei. Wir in Deutschland hätten auch nicht eine Ahnung von der Zubereitung dieses Korns.

Unser Divisionsgeneral blieb auch nach dem Essen bei uns. Er sah in die Berge, in die Ferne, und es

klang eigentümlich, gerade von ihm die Worte zu hören:

„Und nun schauen Sie hinauf, meine Herren, in all den Frieden. Die Sonne kocht alles zur letzten Reife; und wenn wir eine lebhafte Vorstellung hätten, könnten wir von jenen glänzenden Höhen einen Bacchantenzug in seiner ganzen friedlichen Wildheit auf uns herabtanzen und tänzeln sehen.“

Wir alle, mit ernsten Gesichtern, ohne ein Wort zu sprechen, richteten in die erhellten Felsspalten, auf die von den blendenden Bergen in die Täler führenden staubweißen Landstraßen unsere Augen. Daß unsere Mannschaften unter großem Hallo und Gelächter in allen Gärten und Höfen, an allen Ecken und Hecken gründliche Waschungen ihrer Körper und ihrer Sachen vornahmen, erhöhte nur den Frieden. Der General, noch immer in die Weite starrend, gab mir sein Profil. Sein kleiner Kopf schien der eines Vogels zu sein. Über recht häßlichen breiten Lippen hing, ganz nach Chinesenart, ein langer, dünner, weißblonder Schnurrbart. Von einem Kinn konnte kaum die Rede sein. Die Nase war groß, knorpelig, unschön. Über herrlichen, klugen, hellblauen, blitzenden Falkenaugen wölbte sich eine ungeheure Stirn. So unregelmäßig sein Haupt, so unregelmäßig schien der ganze Mann gebaut zu sein. Zu dem kleinen, schwachen, schwanken, schlanken Körper stimmten die zierlichsten Füße, aber nicht die außergewöhnlich großen, breiten, plumpen Hände. Es waren wahre Bäckerfäuste. Wunderbar.

Der General galt als einer der tüchtigsten des Heeres. Mit dem weichen Gemüt eines zwölfjährigen Mädchens verband er eine Zähigkeit im Aufhalten und Aushalten, verband er ein unwiderstehliches Vorwärts! das ihm die Herzen aller zuwandte. Für seine Leute sorgte er unermüdlich.

Sonst, glaub' ich, in Friedenszeiten war er ein einsamer Mensch. Als Shakespearekenner hatte er einen Namen. Im übrigen ging er still seinen Weg. Er war eine außergewöhnliche Erscheinung.

Noch immer genossen wir, ohne zu sprechen, den köstlichen Friedenshauch.

Da ... wir springen alle zugleich aus ... das lebhafteste Gewehrfeuer ... in einer guten Stunde etwa vor uns, nach Westen ... Das Feuer nimmt von Sekunde zu Sekunde zu. Es hört sich ganz genau so an, als wenn sich in der Ferne auf einem Riesenschiff ein Segel losgerissen hat und nun wie toll im Sturme flattert und rollt.

Wir lösen unsere Krimstecher auf den Futteralen und beginnen eifrig nach Westen zu gucken. Kein Rauch, kein Dampf, nichts zeigte sich.

Der Divisionsgeneral wendet sich ernst zu uns:

„Meine Vermutungen werden sich bestätigen, meine Herren. Es ist ein überraschender Angriff der Franzosen auf das Dorf Maretz. Sie kennen den Ort von Ihren Karten her. Ich war gestern persönlich dort, um soviel wie möglich mit eigenen Augen zu sehen. Vor dem lang von Norden nach Süden gestreckten Nest liegt ‚der versenkte Teufel'. Wahrscheinlich früher römische Wasserleitung, ist es seit Jahrhunderten zu einem unterirdischen Platz ausgewühlt, wo Tausende sich heimlich versammeln können. ‚Der versenkte Teufel' sieht aus wie ein einziger, riesiger, ganz platter Grabstein.

Von hier aus wird der Angriff auf Maretz mit erdrückender Macht geschehen sein. Der Feind hat die dortige Truppenverschiebung und die hiermit selbstverständlich verbundene kleine Unordnung benutzt. Nimmt er Maretz, so wird unsere Division, als die nächste frische, es noch heute abend anzugreifen und wieder zu nehmen

haben. Ich selbst würde, ohne zu zaudern, den Befehl geben."

Das Gewehrgeschnatter dauerte in gleicher Stärke fort, nur hörten wir nördlich und südlich von Maretz hinzutretendes. Auch einzelne Granatschüsse klangen schon dazwischen.

Wir umstanden im Halbkreis den General, der finster und tiefernst, auf seinen Reitersäbel gestützt, nach vorn schaute.

Nun wandte er sich noch einmal zu uns:

„Das Nachtgefecht ist das schlimmste aller Gefechte. Wenn irgend, ist es zu vermeiden. Wenn nicht: nun, dann allewege vorwärts! bei Tage und bei Nacht . . . Die Division wird in einer Stunde bei Grand Mesnil versammelt sein, und dann gilt nur das alte Kameradenwort: Auf den Kanonenschuß los!"

Plötzlich erschienen unser Brigadegeneral und sein Adjutant.

Der Divisionsgeneral konnte nun gleich, wenigstens dem einen seiner Untergenerale, persönlich seine Befehle geben.

Eilig stürzte ein Sergeant von der Telegraphenabteilung heran, blieb vor dem Divisionär stehen und meldete:

„Seine Königliche Hoheit wünschen mit Eurer Exzellenz durch den Draht zu sprechen."

Sofort entfernte sich, uns die Hand zum Abschied reichend, der General.

Meine Uhr zeigte dreizehn Minuten nach fünf. Die Sonne war im Begriff ins Meer zu zischen. Sie ging unter wie eine große vollgesogene Blutblase.

Der muntere Lärm bei unseren Leuten war längst verstummt. Alle wußten, ohne daß der Befehl schon gegeben war, daß sie in kurzer Zeit anzutreten hätten,

um auf das Mordfeuer loszumarschieren. So war es nur noch ein stummes, hastiges Gewimmel.

Und zehn Minuten nach sechs Uhr stand unsere Division in Rendezvous-Stellung bei Grand Mesnil.

Das Feuer vor uns war eingeschlafen.

Die Nacht war völlig hereingebrochen. Ein winterfunkelnder Sternenhimmel glitzerte auf uns herab. Wir hatten Neumond und dieser ging erst am anderen Morgen um fünf Uhr siebenunddreißig Minuten auf. Wir hatten also auf ihn als Lichtgeber nicht zu rechnen. Wir werden nur die Sterne als Zuschauer haben.

* * *

Zuerst zogen wir, Regiment nach Regiment, wie mitten im Frieden, auf der Landstraße nach Westen.

Jedem der ganzen Division war eingeschärft: kein Wort zu sprechen, keinen Schuß zu tun, ehe wir den Feind, Mann gegen Mann, erreicht hätten.

Nach halbstündigem Marsch: Halt.

Wir entwickelten uns südlich von der Landstraße in Kompagniekolonnen nebeneinander mit dreißig Schritt Zwischenraum; nördlich von der Straße stand das Schwesterregiment.

Die zweite Brigade folgte als Reserve. Hinter dieser schoben sich zwei neue Divisionen heran. Es galt den Erstickungstod für Maretz.

Unser Auge hatte sich an die sternenhelle Nacht gewöhnt. Die Auseinanderfaltung zu Kompagniekolonnen ging ausgezeichnet, wie auf dem Exerzierplatz. Die Kommandos durften nur schwach gegeben werden. Eine Stunde hatten wir gebraucht. Nun war alles fertig, und wir traten den Todesgang an.

An ein „Gerichtetsein" der langen Linie war natürlich nicht zu denken, zumal kein Kommando von nun an

gegeben werden durfte. Dennoch schwankte sich alles immer wieder nebeneinander zurecht; wir wurden nicht auseinandergerissen.

Die Hauptleute gingen ihren Kompagnien voran; wir Leutnants gingen an den Flügeln unserer Züge. Wir marschierten mit „Gewehr über“.

Wie lange noch? Wann werden wir unser Ziel erreicht haben? Ich werde diesen unseren Schattenmarsch niemals vergessen können. Kein Wort, kein Kommando, nur immer geradeaus!

Da sahen wir plötzlich glimmende Dächer.

Also angekommen! Kaum zehn Minuten noch! Erreichen wir Maretz unbemerkt?

Schon sind wir wieder sieben bis acht Minuten vorwärts gegangen, da sehen wir die schwarzen Umrisse der Bäume und Gebäude. Es ist beim Feinde totenstill. Sollte er ...

Plötzlich wiehert im Dorf ein Pferd durch alle Register durch. Dann, gleich darauf, ein einziger, hochtöniger, unendlich langgezogener Hornstoß, und ... alle Sterne fallen auf uns nieder; Flammen, Raketen, Blitze, die Sonnen des Weltalls spritzen uns an. In einer Minute wälzen sich Hunderte von uns auf der Erde.

Nun oder niemals!

Die Offiziere schreien durch den Höllenlärm: „Zur Attacke Gewehr rechts! Fällt das Gewehr! Marsch, Marsch! Hurra! . . .“ und wir stürmen vorwärts mit schlagenden Trommlern und wütenden Hörnern, immer nur vorwärts! Wir sind am Dorfrand, in den Gärten. Vorwärts, vorwärts!

Auch hier ist uns Halt geboten. Ein furchtbares Ringen beginnt; Mann gegen Mann. Wir schlagen uns mit der Kaiserlichen Garde.

Nur nicht wieder zurückgeworfen! Das ist der einzige

Gedanke, der jeden von uns beseelt, die wir in diesem Augenblick wie die Panther brüllen und beißen und kratzen.

Schon brennt es wieder hier und da. Die Flammen geben uns Licht.

Da tröstet an unser Ohr das Vorwärts der Hörner. Wir hören die beiden ewig gleichen, das Blut siedend machenden Töne Plum—bum der Trommel. Tausend Hörner, tausend Trommeln. Es sind die Reserven, die den Dorfrand erreichen.

Maretz kann uns nicht mehr verloren gehen.

Die Uhr zeigt auf Mitternacht.

* * *

Wie ich die Nacht durchlebte, was ich durchlebte, weiß ich nicht mehr. Nur weniges steht klar vor mir.

Alles ist durcheinander. Mannschaften fremder Regimenter, wo sie führerlos geworden sind, gruppieren sich um den nächsten Offizier oder Unteroffizier. Trupps von dreißig, vierzig Leuten werden zuweilen von einem Gefreiten befehligt. Dort stürmt ein Stabsoffizier mit hochgeschwungenem Degen, mit fliegender Schärpenquaste. Kaum zwei Mann folgen; im nächsten Augenblick haben sich ihm schon fünfzig, sechzig angeschlossen. Da trifft den Tapferen die Kugel ins Herz.

Und immer weitere Hilfstruppen drängen nach.

Schon nähern sich die beiden frischen Divisionen.

Der Feind, die Kaiserliche Garde, wehrt sich wie der Löwe. Haus für Haus, Türe für Türe, Fenster für Fenster muß erobert werden.

Um ein Uhr morgens ist Maretz unser. Was noch von französischen Soldaten im Dorfe ist, wird gefangen. Der Rest hat sich in den „Versenkten Teufel" zurückgezogen.

Ich muß einmal in die Höhe schauen, den Stern

suchen, der genau über uns steht. Hab' ich ihn? Ist es jener mattglänzende, der jede Sekunde vor Müdigkeit die Augen schließen will? Und es dampft, es brodelt, es schreit, es wimmert, es betet, es stöhnt zu ihm hinauf. Wie gleichgültig ihm das ist.

An irgend welche Ordnung ist vor Tagesanbruch nicht zu denken. Aber es tritt allmählich Ruhe ein. Das Schießen hört auf. Nur ab und zu knattert's noch: irgend ein überraschter Trupp wehrt sich. Aber immer schnell ist das Feuern wieder zu Ende.

Gegen Morgen will ich an einem brennenden Hause vorbei, um an den westlichen Rand des Dorfes zu gelangen. Als ich in den Garten trete, sehe ich eine Gruppe wie aus einem Wachsfigurenzimmer: sechs, sieben französische Infanteristen, die an dem noch flackernden Feuer geruht haben, sind hier von den Unsrigen überrascht. Da sie zu ihren Gewehren gegriffen haben werden, statt sich zu ergeben, so sind sie sofort niedergeschossen. Nun liegen und sitzen sie in der Lage um die qualmenden Holzscheite, in der die tödliche Kugel sie traf.

Neben ihnen, als wenn er den Durchbruch durch die Hecke habe erzwingen wollen, sein Gesicht ist mir zugewandt, ist, das Haupt ein wenig nach hinten gesunken, ein alter Sergeant-Major der Garde-Zuaven zusammengebrochen. Sein silberweißer Bart hängt ihm bis zum Gürtel. Die Ehrenzeichen aus der Krim, von Solferino und Magenta, aus China und Mexiko schmücken die goldverschnörkelte dunkelblaue Jacke. Dieser Alte umfaßt mit dem rechten Arm einen blutjungen Offizier, der seine Hände dem Sergeant-Major um den Hals gelegt hat. Sein bleiches Antlitz ist umflossen von dem langen Barte des Garde-Zuaven. Die Linke des alten Gardisten hat sich mit gekrümmtesten Fingern in die Dornen gekrampft.

Neben diesen, den Kopf lächelnd an eine Mauer

gelegt, schläft den Todesschlaf ein noch sehr junger Unteroffizier meines Regiments. Noch hat der Vampir Tod die frischen, roten Wangen nicht ausgesogen. Es ist ein Gesicht „wie Milch und Blut". Seine linke Hand hat im Sturz einen vollen Rosenstrauch ergriffen und diesen auf die Brust herabgezogen.

Wie unwillkürlich schlug mein Auge zum Himmel auf. Da stand die unendlich feine blaugelbe Sichel des ersten zunehmenden Mondes.

Nun wollte ich weiter, als sich eine schwere Hand auf meine Schulter legte. Es war die Hand meines Divisionsgenerals:

„Ich sah, wie Sie eben nach oben schauten. Es war Ihr stiller Wunsch: wäre diese grauenhafte Nacht vorbei. Ich spreche ihn mit Ihnen aus. Aber Aushalten, Aushalten. Um ein Uhr diese Nacht telegraphierte ich Seiner Königlichen Hoheit, daß Maretz unser sei. Wir müssen nun unsere letzte Anstrengung daran setzen, einen etwaigen Angriff vom ‚Versenkten Teufel' her abzuwehren in den Frühstunden. Aber sie kommen nicht. Trotzdem Vorsicht. Sowie der Morgen graut, wird das erste sein, die Verwundeten wegzubringen. Es stehen schon dreihundert Krankenwagen hinter Maretz, die ich herantelegraphiert habe. Ebenso eilen uns von allen Seiten Ärzte zu. In Grand Mesnil wird der große Verbandplatz sein.

Dann aber müssen sich die Regimenter und Brigaden sammeln. Es ist noch alles durcheinander. Möge, mein lieber junger Kamerad, dieser nächtliche Angriff der erste und letzte sein, den Sie mitgemacht haben. Ordnen Sie ihn niemals an, wenn nicht, wie in diesem Falle, es die Pflicht streng gebietet."

* * *

Ich stehe bald vorn am westlichen Rande. Mann an Mann drängt sich dicht bei dicht mit fertiggemachten Gewehren. Eine herangeholte Batterie hatte ihre Geschütze, mit Kartätschen geladen, vereinzelt hingestellt, wo der beste Platz zu sein scheint.

Es dämmert, ein äußerst kühler Ostwind umweht uns fünf Minuten eisig. Die Morgenröte. Die Sonne. Und die Sonne, die Sonne bescheint ein gräßlich Bild . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Krankenwagen auf Krankenwagen mit den leichtesten C-Federn fährt in Maretz ein. Wie in den Backofen werden die Verwundeten hineingeschoben. Jeder Wagen kann zwei beherbergen. Die möglichste Schonung wird angewandt. Die Ärzte sind, mit aufgekrempelten Ärmeln oder gar rockbar, an der Arbeit. Wenn irgend angängig, wird das weitere für den Verbandplatz verspart.

Nun sammeln sich die Truppenteile.

Am Nachmittag um vier Uhr steht meine Division eine Stunde hinter Grand Mesnil. Eine Woche Ruhe ist uns versprochen.

Den nächsten Morgen belobt ein Tagesbefehl unsere Division. Der Divisionsgeneral selbst reitet von Bataillon zu Bataillon, um einige kurze, warme, zündende Dankesworte zu sagen.

Die Könige von Norderoog und Süderoog.

Im Jahre 1252 hatte der Rademacher Wessel Hummer von Pellworm auf dem Milderdeich in Eiderstedt mit einem einzigen Axthieb den König Abel (Apollo) erschlagen, als dieser mit starker Heeresmacht gegen die Friesen gezogen war, um sie wegen ausgebliebener Steuern zu züchtigen.

Das konnte der überaus fromme und zugleich stark beschränkte König Christian der Sechste der nun schon lange durch Sturmfluten vom Nordstrand getrennten Insel nach fünfhundert Jahren noch nicht vergessen. Er hegte einen Widerwillen gegen Schmerhörn und gab ihr in Kai Pogwisch einen Landvogt, der die Bevölkerung hart bedrängte. Kai Pogwisch ließ die furchtbare Strafe des Feuerausgießens auf drei, fünf, ja auf acht Tage häufig genug vollziehen. Er empörte schließlich die Schmerhörner so, daß sie ihn in seinem Schlosse umzingelten und verbrannten. Doch ehe der König seinen Gegenschlag tun konnte, starb er, und sein liebenswürdiger, von großer Güte des Herzens beseelter Sohn, König Friedrich der Fünfte, suchte seine Rache darin, daß er die Insel Tönnies Buchwaldt unterstellte, der durch seine, von den besten, liebevollsten Absichten geleiteten Maßregeln und durch freundliche Behandlung es bald verstand, die treuherzigen, schweigsamen Friesen an sich zu ziehen.

Tönnies (ein in Schleswig-Holstein nicht seltener Vorname; entstanden aus Antonius) Buchwaldt war Staller (einer der höchsten Beamtentitel; auch mußten diese zwei Wintermonate den Kammerherrndienst bei der Königin in Kopenhagen übernehmen), Geheimer Konferenzrat, als Edelmann Offizier in der Wiege, Landvogt und, wie der pomphafte Titel hieß: Generalgouverneur von Helgoland

und der Halligen. Außerdem war er Amtmann von Husum und Eiderstedt.

Tönnies Buchwaldt, der sich auch außer den beiden Kammerherrn-Monaten die längste Zeit des Jahres in Kopenhagen aufhielt, blieb merkwürdigerweise jeden Sommer zwei Monate auf der Insel Schmerhörn, nachdem ihn ein königliches Kriegsschiff, das in Begleitung zweier anderer stets zu seiner Verfügung stehen mußte, jährlich zu flüchtigem Besuche nach Helgoland gebracht hatte. Er bewohnte dann ein von ihm gekauftes Bauernhaus, das er im Geschmacke seiner Zeit im Innern hatte umändern lassen. Um seine Werft lag ein alter Garten mit scharf nach Osten sich vorbeugenden Obstbäumen und Eschen.

Liebte er nun die tiefe Poesie dieses einsamen Gartens mit der ihn umgebenden Graft, waren es unausgesprochene Absichten: das Herz seiner Friesen für die königliche Staatsregierung zurückzuerobern, oder war es endlich, wie man auf der Insel sich zuflüsterte, das Andenken an ein Friesenmädchen mit ihren frischen Backen, das er in jungen Jahren an das heiße Knabenherz gedrückt hatte — genug, er residierte jährlich zwei Sommermonate auf Schmerhörn.

Als Herr Tönnies im Jahre 1752 auf seiner ihm so lieb gewordenen Insel kaum einige Tage im Juli zugebracht hatte, langte ein Kurier aus Kopenhagen bei ihm an, der ihm ein Handschreiben des Königs überreichte: Friedrich der Fünfte wollte den mündlichen Rat seines alten Buchwaldts bei der beabsichtigten Anlegung von Seifenfabriken nicht entbehren.

Der Kurier traf Seine Exzellenz in dessen Garten, wo er, im braunseidenen, gestickten Rock, den Galanteriedegen an der Seite, auf hohen Steckelschuhen hin und her ging. Als er die ihm überreichte Depesche erbrochen und gelesen hatte, machte er eine tiefe Verbeugung (das Ende seines Zöpfchens berührte dabei eine reifende Birne),

und sagte: „Seiner Majestät untertänigster Diener.“ Dann trippelte er, die zarten, weißen, mädchenhaften Hände unter Spitzenmanschetten und in Renntierhandschuhen verbergend, mit dem Kurier aus dem Gartenschatten durch die Sonnenglut in die Landvogtei.

Seit einigen Tagen waren alle Gedanken des Geheimen Konferenzrates mit einem Ereignis beschäftigt, das sich auf den Halligen Norderoog und Süderoog zugetragen hatte. Das Begebnis hatte ihn so tief erschüttert, daß er erst ruhiger geworden war, als er seinem Herzen durch einige hundert französische Alexandriner Luft gemacht hatte. Die Schlußverse dieses langen Poems lauteten etwas wunderbar:

Gott gab die Sünde uns, sie macht uns alle gleich,
Wir wollen auch dafür sein großes Himmelreich.

Am Abend war ein reges Leben auf der Insel. Fackelträger umstanden die Landvogtei. Eine Sänfte stand vor der Tür. Tönnies Buchwaldt erschien und setzte sich hinein. Der Zug bewegte sich in gerader Linie nach dem Siel, das noch heute den kleinen Hafen der Insel bildet. Über alle Gräben waren Bretter gelegt. Nur die Kornfelder wurden geschont. Dem Tragsessel voraus lief ein Läufer in phantastischer Kleidung. Hinterher schritten die beiden Leibmohren des Stallers, die, zuerst von der Bevölkerung mit Grauen angesehen, bald die Lieblinge, namentlich der Kinder, geworden waren. Nun war das Siel erreicht. Ein Boot mit zwölf Ruderern führte blitzschnell den Generalgouverneur von Helgoland und der Halligen nach dem auf der Reede liegenden Linienschiff Dronning (Königin) Maria. Die Anker wurden gelichtet, und von Flut und Wind begünstigt, ging das Ungeheuer unter Segel. Tönnies Buchwaldt hatte aus nicht aufgeklärten Gründen den Weg um Skagen gewählt, statt

durch Schleswig und Jütland zu reisen, und dann über die Belte zu fahren.

* * *

Wenn alle Berge Butter wären,
Und alle Gründe Grütze;
Es käm' ein warmer Sonnenschein,
Die Butter flöss' in die Grütze hinein,
Ach, was müßte das für ein Fressen sein.

Schleswig-Holsteinscher Volkswunsch.

Insel Schmerhörn, Ozean, Anfang Mai.

Selbst hier zeigt sich schon das erste Grün des Stachelbeerbusches.

Liebster Freund!

Du wandelst zwischen Syringen (nie ist Paris reizender), reitest im Bois spazieren, sitzt augenblicklich im Café Anglais, hast vortrefflich gegessen, und liest nun meinen Brief. Eine unausstehliche Angewohnheit von Dir, Briefe in öffentlichen Lokalen zu lesen. Ich werde sie bis an mein Ende nicht verstehen. Ach ja, die Diners im Café Anglais, ein gutes Diner überhaupt, es ist denn doch der reellste Genuß im Leben. Menschen, die nichts auf gutes Essen und auf eine gute „Träne“ geben, miß-traue ich; ein solcher Kloßgeschmack verrät manches. Während Du nun also bei der Zigarre meinen Brief liest, liege ich in einem Stalle und wühle in alten Akten und Ur-kunden, die hier seit mindestens hundert Jahren aufgestapelt sind. Eine Ziege leistet mir Gesellschaft. Aus dem Dunkel leuchten ihre prächtigen grünen Augen, wenn sie in dem engen Verschlage den Kopf nach mir dreht. Tausendfüße, Spinnen und Ohrwürmer laufen voller Entsetzen nach

allen Richtungen, durch mein Blättern und Kramen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Vor der Scheunentüre höre ich den Jungen des Amtsboten auf einer selbstgefertigten Pfeife blasen, immer zwei Töne. Es stört mich gar nicht.

Die obenstehende kleine Skizze habe ich nämlich schon in den Akten gefunden, als ich die Rokoko-Unterschrift von Tönnies Buchwaldt las. Einige hundert französische Alexandriner entdeckte ich in der Tat gleichfalls, die ganz entschieden von ihm herrühren. Wie sie zwischen die prosaischen Erlasse usw. gekommen sind, wer weiß es.

Doch nun zur Sache:

Die königliche Regierung kam meiner Bitte, alte, vergessene, auf dem Boden, in den Scheunen, zwischen den Akten liegende Urkunden durchsuchen zu dürfen, in überaus liebenswürdiger Weise entgegen, und so ziehe ich denn von Kreis zu Kreis und bin augenblicklich in Schmerhörn angelangt.

Du bist selbst Schleswig-Holsteiner und solltest Dich schämen, daß in diesem Augenblick Dein Gedächtnis gänzlich hinter dicken Mauern versteckt ist. Da schaut es aber schon hervor, ah. Ja, auf der nordischen Marschinsel Schmerhörn.

Weißt Du noch, wie wir als Primaner in Kiel einen „Danckwerth" bei Tante Michelsen fanden, und wie wir lachten, als wir darin über den Ursprung der Friesen lasen, obgleich, wie er schreibt: Cornelius Tacitus und Meyne Wenigkeit hieoben angezeiget, daß nemblich die Friesen oder Fresen nicht aus Indien, sondern ein alt einheimisch Teutsch Volk seyn, und also eine Linie von dem Altvater Dodanim machen.

Hier fand ich auch ein Exemplar des alten treuen Danckwerth. Es liegt neben mir, und ich kann es mir nicht versagen, Dir jene köstliche Stelle noch einmal zurückzurufen·

„Von ihrer Ankunft in dieses Frießlandt schreibet Suffridus Petrus also, daß Freso, seinem Vorgeben nach ein Vater aller Friesen, mit seinen Brüdern Saxone und Brunone, aus Indien in diese Länder angekommen seye, kurz nach dem Tode Alexandri Magni: denn nachdem der große Alexander sie in Indien, in einem Lande: Benedicta Fresia geheissen, in Besatzung gelassen, des verstorbenen König Alexanders Fürsten oder Feldt Obrister aber umb die Königreiche, so von Alexander erobert waren, grosse Kriege unter einander führeten, da hätten die Friesen an sothaner Unruhe großen Verdruß geschöpffet, hätten Schiffe ergriffen, und sich auf das Indisch Meer begeben, und wären also um daß Caput bonae Spei herumb gefahren, oder wie andere vorgeben, übers Mare Caspium, dann zu Lande, durch Medien, Armenien, Colchida, alsdann wieder auf das Mare Euxinum, Propontida, Hellespontum, Mare Aegeum, und folgends das grosse Mittelmeer, ferner umb Spanien, Frankreich und Niederlandt herumb, biß sie ins Flie kommen, daselbsten sie in Frießlandt ausgestiegen, und also zu Wasser in diese Länder angekommen, welche der Freso nach seinem Namen Fresland genennet hätte . . .“

Außer von lieben, gastfreien Menschen ist nicht viel von der Insel zu erzählen. Schafe, Schafe, Schafe. Ein alter Turm, der hier steht, wäre längst schleswig-holsteinisch behandelt worden: die Steine zum Bau von Schweineställen und Backöfen verwendet, wenn ihn nicht die Regierung als Seezeichen erhielte. Es ist mir geradezu ein unerklärlicher Zug unseres lieben Heimatvölkchens: dieser gänzliche Mangel an Erhaltungssinn, an Interesse für das Gewesene. Grauenhaft ist es. Fett und Vieh und Vieh und Fett. Unbegreiflich ist es, wie Theodor Storm, Asmus Carstens, Klaus Groth, Heinrich Rantzau, Owens, Hermann Heiberg, Hebbel, Johann Meyer, Wilhelm Jensen

hier geboren werden konnten. Auch der leiseste Hauch von Verständnis und Liebe zur Kunst fehlt uns. Unser Adel an der Spitze: Mit wenigen Ausnahmen die tollste Gleichgültigkeit. Fett und Vieh und Vieh und Fett.

Doch nun sollst Du hören, was den Geheimen Konferenzrat und Gouverneur von Helgoland und der Halligen an jenem Julitage 1752 in Schmerhörn so bewegt hatte. Ich übersetze seine Alexandriner in Prosa. Gestern war ich übrigens selbst auf Süderoog, um Seehunde zu schießen und mir die Insel anzusehen.

* * *

Vor der Insel Schmerhörn liegen die Halligen Norderoog und Süderoog. Wollte man das Wort „Oog" mit „Auge" übersetzen, so ließe es sich ganz gut erklären als die Augen Schmerhörns. Oog aber heißt Höhe. Vor ihnen nach Westen liegt ein Stück des Ozeans; das erste Land, das beim Westwärtsweitersegeln zu erblicken wäre, ist die Küste von England. Sie werden, man weiß es nicht genau, bei der „Großen Mandränke" (Menschenertränkung, über hunderttausend) 1362 vom Festlande gerissen sein. Ihr Umfang war früher gleich; nun ist Süderoog bedeutend größer.

Norderoog ist erst seit kurzem verlassen. Auf Süderoog lebt der alte Paulsen, ein reicher Mann, der mit keinem Herzogshute seine Sturmmütze vertauschen möchte. Es bringt ihm jede Flut etwas auf die Hallig, und wenn er und seine Knechte den Strand bei Ebbe befahren, sie führen manches auf ihren Wagen auf die Werft zurück. Ein Kranz von alten Wracks ragt, wie Kamelgerippe in der Wüste von weitem sichtbar, aus den Wassern um Süderoog hervor.

Hunderte von Schafen weiden das kurze, braune, salzige, im Frühling mit einer Blumenmosaik belegte Gras.

Dann springen zahlreiche Lämmer mit ihren hasenlöffelähnlichen, durchsichtigen, zart rosenroten Ohren umher. Unberechenbar läuft einmal die Flut über das Gras und reißt dann Furchen und tiefe Löcher, die für alle Zeiten bleiben; steigt sie höher, so tritt sie an den Fuß der Werft — und immer höher: wühlt sie an der Schwelle von Paulsens Gebäuden und spritzt auch wohl Schaumflocken in den uralten Garten der Werft. Dieser ist eingeschnitten und eingegraben. Amphitheatralisch nach Osten, Süden und Westen steigt die starke Schutzwand an. Obstbäume, Eschen und Ahorn blühen in ihrem Schutz. Laubgänge, Beete, Lauben und Kieswege zieren ihn. Ein Teich, auf dem früher zahme Schwäne segelten, liegt in der Mitte. Nach Norden zu grenzt dieser sonderbare Garten an das Gebäude, das unter einem Dache die Kuh- und Pferdeställe und die Wohnräume vereinigt. Im Frühling sitzen auch hier die Stare auf der Strohfirst, der Zaunkönig und die Schwarzdrossel (ja, die Schwarzdrossel auf der Hallig!) nisten im Garten. Wenn breite Schatten im Garten auf den Wegen liegen und Stille ringsum herrscht, wo liegt das Meer? Aber ein Blick in die Wipfel zeigt dessen und seines innigsten Freundes, des Windes, Nähe. Wo die schützende Wand aufhört, sind sie wie mit Messern abgeschnitten, und jedes weitere Höherwachsenwollen ist gehindert.

In Norderoog ist ein ähnlicher Garten. Beide waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Versailler Schere beschnitten. Um diese Zeit gehörte Norderoog Heio Leve Pua Brodersen, Süderoog Bandick Boy Tadema Taddesen.

Juli 1752.

Die beiden Friesen, gleichaltrig, waren, schon durch die Einsamkeit ihrer Wohnorte, seit den Knabenjahren

Freunde. Auch später, als sie auf Schulen zusammen gewesen, waren sie es geblieben, trotz ihrer grundverschiedenen Charaktere. Das Band, das sie im Mannesalter zusammenhielt, war ihr Seeräubertum. Beide hatten, fast in einem Monat, den Vater verloren. Ihre Mütter waren früh gestorben. Beide hatten ihre Besitzungen zu gleicher Zeit angetreten.

Heio Leve Pua Brodersen war ein Friese in allem. Der ausdrucksvolle Kopf mit den rotblonden Locken und dem rotblonden Vollbart machten ihn zum Könige Hengist. Für gewöhnlich lag etwas Stilles, Schwärmerisches, der Welt Abgeneigtes in seinem Wesen. Stand er aber im Sturme auf der Kommandobrücke seines Schiffes, dann glich er einem Könige.

Vandick Boy Tadema Taddesen hatte nichts vom Friesen. Er ähnelte seiner Mutter, die der Vater, als er in jüngeren Jahren gereist war, aus Barcelona auf das einsame Nordseeeiland mitgenommen hatte. Schwarzes Haar, schwarzer Bart, braune Haut und braune Augen. Er hatte einen grausamen Charakter und konnte bis zum Wahnsinn jähzornig werden.

Norderoog und Süderoog waren in früheren Jahrhunderten gefährliche Raubnester gewesen. Von hier hatte der Adel des Landes diesem frischen, freien Sport in Gemeinschaft mit den Bischöfen von Hamburg und Ripen gehuldigt. Auf den beiden Halligen standen feste Burgen mit tiefen, großen Kellern, in denen die geraubten Schätze aufgestapelt lagen, die, wenn sie nach Hamburg oder Bremen, nach dem Festlande überhaupt, gegen klingende Münze vertauscht waren, sich bald wieder füllten. Der englische Adel hat aus der Zeit noch heute die Lust, auf dem Meere zu sein. Der schleswig-holsteinische, unbegreiflich, liebt die See nicht mehr.

Wenn auch 1752 der Adel nicht mehr auf der

Nordsee herumlauerte, so standen doch die Burgen noch auf den Inseln, und ihre Besitzer, Heio Brodersen und Bandick Taddesen, waren Seeräuber. „Dä Kenninge (Könige) vohn Noorup (Norderoog) en Sahrup (Süderoog)“ wurden sie von ihren Landsleuten, den Friesen, genannt. Der menschenfreundliche König Friedrich der Fünfte von Dänemark ließ vergebens seine Kriegsschiffe in der Nordsee kreuzen; sie wußten diese zu täuschen, sie wußten, wo immer diese waren.

Erst in unserem Jahrhundert ist das gräßliche Gebet: Herre Gott, segne unsern Strand! auf den friesischen Inseln verstummt. Auch ist nun endgültig das Strandrecht geregelt, und durch unablässige, liebevolle Bemühungen der königlichen Regierung in bezug auf Legung von Tonnen, Baken, Errichtung von Leuchtfeuern alles geschehen, um nach Möglichkeit Strandungen zu verhindern.

Heio Brodersen und Bandick Taddesen galten weit und breit als reiche Herren. Die Einrichtung ihrer Burgen war prunkend.

Beide hatten vor Jahresfrist geheiratet. Heio Brodersen, der Rotgelockte, nahm ein keusches, rotbackiges, blondes Friesenmädchen, das ihm die treueste Frau, die beste Haushälterin wurde. Bandick Taddesen hatte sich, bei einem Aufenthalt in Hamburg, wo er viel lebte und große Zechen bezahlte, in die Tochter eines Großhändlers verliebt, deren Mutter eine Mulattin gewesen war. Geblendet durch den Reichtum Taddesens, hatte sie ihm der Vater gerne überlassen; und nun lebte sie auf Süderoog und — verabscheute ihren Mann.

Anna Taddesen war eine merkwürdige Frau: lebhaft, leichtsinnig, voller Geist, konnte sie nimmer das Leben auf der einsamen Hallig ertragen, so oft auch Bandick sie nach Hamburg führte, und ihr sogar für den nächsten Sommer eine Reise nach Paris und Wien versprochen hatte. Als

sie Heio Brodersen zum ersten Male sah, hätte sie ihm bald ins Gesicht gelacht. Wie paßte sein schwermütiges Gesicht zu einem Seeräuber? Allmählich aber fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie freute sich, wenn er auf Süderoog zum Besuche kam; sie merkte, daß ihr ein Weh durchs Herz zog, wenn er schied. Zuletzt brach es in hellen Flammen bei ihr aus. Sie fing an, Heios Frau zu hassen.

Heio hatte Ähnliches empfunden. Er fühlte sich zuerst abgestoßen von dem wilden, unheimlichen Wesen der Frau des Freundes, dann allmählich fand er sich träumend am Strande, der Sonne in die schönen Gutenachtaugen schauend. Er murmelte vor sich hin; er dichtete, ohne es zu wissen. Und mehr und mehr wurde es ein heimliches Gefühl der Liebe und Zärtlichkeit zu seiner Nachbarin auf Süderoog. Mehr und mehr vernachlässigte er sein gutes, beschränktes, treues Weib. Mehr und mehr zog es ihn zu häufigen Besuchen bei seinem alten Freunde.

* *
*

Heio Brodersen hatte sich auf seinen vieljährigen schwarzen Hengst, der ihn schon so oft über die Watten getragen hatte, gesetzt und war nach Süderoog geritten, um einer Einladung Bandicks, dessen Geburtstag gefeiert werden sollte, zu folgen. Sein Weib, das er sonst wohl vorn im Sattel auf dem starken Pferde mit sich genommen hatte, blieb mit einem kürzlich geborenen Söhnlein krank auf der Hallig.

Die Gesellschaft bei diesem Feste war, wie es nicht anders sein konnte, gemischt. Neben einem verdorbenen Junker, der auf dem Raubnest Ruhe gesucht und gefunden hatte, saß ein berüchtigter Räuber von der „O Kark" (Alten Kirche) auf Schmerhörn. Zahlreiche arme Schlucker

von den Küsten und von den Halligen, die im Dienste der Könige standen, waren um den Tisch im Pesel, einem geräumigen Saale, dessen Fenster nach Süden lagen, so daß von hier aus der Blick auf die unbegrenzte See ging, versammelt. Die Tafel war mit köstlichem Silberschmuck, mit meistens geraubten Sachen, besetzt. In die feinen Gläser und in die Pokale schenkten unaufhörlich die Diener den besten Rheinwein. In der Mitte des langen Tisches hinter Blumensträußen, die ihr von den Gästen mitgebracht waren, saß Anna Taddesen; zu ihrer Rechten Heio; links der Junker Timmo Knudsen.

Es war Abend geworden. Im Süden grollte ein Gewitter herauf; aus schwarzen Wolken spielte ein Wetterleuchten. Am Horizont lag ein schmutzig-gelber Streifen. Schwül drückte es auf die Wasser.

Heio, der wenig trank, war berauscht durch Annas Nähe. Es war ihm ein Schauer übers Herz gegangen, als sie einmal, wie unbewußt, wenige Sekunden ihre Hand auf die seinige gelegt hatte. Die übrige Gesellschaft war in jene fröhliche, weinselige Stimmung geraten, die oft am Ende eines Diners einzutreten pflegt.

In der Tür erschien ein nicht zu den Gästen gehörender und nicht festlich gekleideter Mann. Er ging gerade auf Bandick zu und flüsterte diesem etwas ins Ohr. Bandick erhob sich und schritt, ohne daß es der Gesellschaft auffiel, mit ihm hinaus. Beide bestiegen einen Turm. Der Knecht zeigte, oben angelangt, nach Süden: Ein feiner Rauch zog aus einem dunklen Gegenstande. Es war ein auf dem Heelsand festsitzender Dreimaster. „Scapp in Sicht," sagte der Knecht ruhig, „dat broant" (Schiff in Sicht; es brennt).

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Bandick in den Saal zurück. Hier stellte er sich auf seinen Stuhl, und in der Totenstille, die für einen Augenblick durch sein

Gebaren eingetreten war, sagte er leise, ganz leise, aber dennoch jedes der drei Worte betonend: „Scapp — in — Sicht."

Die Wirkung war kaum wiederzugeben. Als bräche die Saaldecke über ihnen zusammen, so lief alles durcheinander und zu den Türen hinaus. Gäste und Diener, ganz gleich wer. Alles war verschwunden. Aber auf Heio hatte das Zauberwort die alte Wirkung getan. Doch ehe er sich entfernen konnte, hielt ihn eine weiche Hand fest und zog ihn in eine Fensternische. Er aber riß sich los und war bald, gewaffnet wie zum Streit auf Leben und Tod, in einen der sieben vorgefahrenen Leiterwagen gestiegen, die die Räuber nach Heelsand bringen sollten.

Es ebbte seit einer Stunde. Keine dreißig Minuten dauerte es, so waren die Wagen an Ort und Stelle. Das Gewitter war inzwischen zum Ausbruch gekommen; mit ihm ein Sturm aus Westen.

Aus dem Qualm sah man die Flammen brechen, die eine grausige Szene erhellten: Das Schiff brannte im Hinterdeck, das halb im Wasser steckte. Auf dem Vorderdeck ging es wild zu. Die schwarze Besatzung des spanischen Vollschiffes hatte sich betrunken und wütete mit Dolch und Messern untereinander. Eine Frau mit einem Kinde auf dem linken Arm hielt sich, in Rauch gehüllt, mit der rechten Hand in den Wanten. Um das Schiff herum schwammen und lagen große Ballen der wertvollsten Seide und indische Tücher.

Nun hielten die Wagen. Voran Bandick Taddesen, kletterten die Seeräuber aufs Schiff. Es kam zu einem verzweifelten Kampfe. In einer Pause kommandierte Bandick, der nie seinen Vorteil außer acht ließ, die Hälfte der Mannschaft zum Bergen der Ladung und zum Abhalten der wie Teufelsspuk aufgetauchten Boote von

Schmerhörn und Eiderstedt, die alle dabei etwas zu erwischen hofften.

Und immer furchtbarer wurde das Schauspiel: Das Feuer drang vor, der Qualm nahm zu. Ein wüstes Gemenge der Neger unter sich und mit den Räubern. Noch hing die Frau mit ihrem Kinde in den Wanten; ein Pistolenschuß traf ihr das Herz, und lautlos sank sie in den kämpfenden Knäuel. Der Sturm hatte ausgetobt. Mehr und mehr traten die Wasser zurück. Es war tiefste Ebbe.

Heio Brodersen war auf der Werft in den zweiten Wagen gesprungen, mit fieberndem Herzen. Aber wenige hundert Schritte nur war er gefahren, dann hinabgeglitten; keiner hatte es bemerkt.

Und nun standen sich Heio und Anna gegenüber im leeren Saale. Die umgestoßenen Gläser und Flaschen, das Durcheinander der Stühle, das Verschobensein der Tischtücher und Schüsseln und Teller zeigte, in welcher Verwirrung die Anwesenden den Pesel verlassen hatten.

Die Sonne war untergegangen. Derselbe schmale Schwefelstreifen lag noch auf dem Himmelsrand und beleuchtete unheimlich die See.

Anna war in Heios Arme gesunken, die in Liebeswahnsinn die schöne Frau umschlungen hielten.

„Und wagst du es, Anna, dein Leben mir zu geben, so komme mit mir. In einer halben Stunde sind wir in Schmerhörn. Wir reiten unter dem Außendeich nach dem Ostersiel; mit der Flut segeln wir nach Husum und ziehen von da weiter und immer weiter in schöne Lande ..."

Der starke, schwarze Rappen trug über den festen Sand die beiden nach Schmerhörn. Klar herüber leuchtete das brennende Schiff. Das Gewitter hatte sich verzogen; der Sturm war tot. Und eine Stille lag über Meer

und Watten. Nur zuweilen klang es wie Stöhnen und Wutgeschrei; dann auch war das vorbei, und nur der stampfende Huf des Hengstes knirschte über einer zerbrechenden Muschel in die Einsamkeit hinein.

Anna hatte vor ihrer Flucht einen Zettel in französischer Sprache auf den Tisch gelegt für ihren Mann. Als Bandick endlich bei der Morgenröte bluttriefend, beschmutzt, todmüde auf seiner Werft ankam, fand er ihn, und sank mit einem tierähnlichen Schrei zusammen.

Und wieder war die Ebbe eingetreten. Von Süderoog aus war Bandick unterwegs nach Norderoog. Hinter ihm ritten in ehrerbietiger Entfernung vier Knechte.

O Bandick, kehre um.

Und immer finsterer wurde sein Gesicht; und immer heiterer lachte die Abendsonne.

O Bandick, kehre um.

Nur einmal stoppte er den Gaul und rief, sich mit der linken Hand auf das Kreuz des Pferdes stützend, seinen Leuten zu, ob sie im Südwesten ein Schiff sähen. Alle hielten die Hände wagerecht zur Stirn, um die Augen besser gegen die blendenden Strahlen zu schützen. „Dronning Maria ist's, Herr," rief einer. Mit einem Fluche trieb Bandick sein Pferd vorwärts.

O Bandick, kehre um.

Die Hallig Norderoog war erreicht. In den Scheiben des Schlosses lag die letzte Sonne.

O Bandick, Bandick, kehre um ...

Als er auf der Werft angekommen war, befahl er der ihm entgegenkommenden Dienerschaft, daß sie sich ihm zu fügen hätten. Das ließe Heio ihnen sagen.

Er hieß sie in den Keller gehen. Als sie alle unten waren, warf er die Tür zu und schloß hinter ihnen ab. Dann stieg er eine schön geschnitzte, breite Treppe hinauf

und betrat das Gemach von Moiken Brodersen, Heios Frau.

Moiken Brodersen hatte nichts gehört. Sie schlief im Wandbett; neben ihr lag das Söhnchen. Aber jäh erwachte sie; sah noch einmal Gottes Licht — dann schoben sich die beiden Türen ineinander: sie hörte, wie sie verriegelt wurden.

Und ein Knistern und Knaspern ging durchs Haus . . .

Die Nacht war herabgesunken; das Schloß stand in Flammen.

Und wie gestern war es eine stille Nacht, nur das Rauschen der ankommenden Flut klang her, und ein feiner Rieselstrich war der erste Läufer, der seine Arme um die Hallig legte.

Zu Pferde, zu Pferde! Es war zu spät. Die Rache ist süß; sie ist oft so süß, daß die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln vergessen werden.

In gleichem Takte flogen die Boote der Dronning Maria heran. Vandick trat den Seesoldaten blitzend entgegen und eine seiner großen silberausgelegten Pistolen aus dem Gürtel reißend, verwundete er den seiner Truppe voranstürmenden Offizier tödlich. Im nächsten Augenblick lag der Räuber mit zerschmettertem Schädel auf dem Sande.

* *
*

Das war es gewesen, was die kleine Exzellenz Buchwaldt auf Schmerhörn so tief erschüttert hatte, als ihm am andern Morgen Auskunft gegeben wurde über die beiden Feuer auf Norderoog und Süderoog.

Die Schlacht bei Stellau. 1201.

Ich saß in einem Nachbardorfe an einem köstlichen Abend auf dem Balkon des Wirtshauses „Zum grünen Elefanten“, oder hieß es „Zum lustigen Hinrich“, oder „Die Tonhalle“? Ich habe den Namen vergessen. Die freundliche Wirtin hatte mir von ihrem guten Rum, aus der Ecke links, einen Grog gebraut und nach meinem Platz hingebracht.

Die Aussicht ist „nicht weit her“. Rechts wird sie begrenzt durch Baumgruppen. Gegenüber liegt das Dorf Stellau. Das scheunenähnliche Gebäude, die Kirche, ist deutlich zu erkennen.

Es ist ganz still.

Zwei rote, geflickte Segel ziehen hintereinander langsam stromab. Klar tönt von den Wiesen herüber das eintönige, eigensinnige Schnark, Schnark des Wachtelkönigs. Noch immer habe ich keinen gesehen, geschweige geschossen, obgleich ich gerade in den letzten Tagen zu diesem Zwecke mich den Mähern angeschlossen hatte. Er schlägt Menschen und Hunden zu gerne ein Schnippchen.

In dem unter mir liegenden Garten pflückte ein hübsches, blondes Mädchen Blumen.

Große Stille.

Aus einem entfernten Hofe klingt folgendes, sich kurz abwickelndes Gespräch zu mir her: Eine Weiberstimme: „Jung, wo heſt du de Hark?“ Eine Knabenstimme: „De hett Hinnerk toletz hatt.“ Eine zweite Knabenstimme: „Dat is jo ni wohr.“ Die erste Knabenstimme (rasch): „Dats doch wohr.“ Die Untersuchung scheint im Hause sich fortzusetzen, denn ich höre nichts mehr.

Die letzte Schwalbe ist endlich zu Nest geflogen, die erste Fledermaus geistert durch die Dämmerung.

Im Osten zwängt sich die volle Scheibe des Mondes aus der Erde. Er steigt höher und höher. Alles ist übergossen von seinem Lichte.

Aus den geöffneten Kirchentüren in Stellau, ich höre es deutlich, klingt schwacher Orgelton. In der Kirche und um die Kirche herum, ich sehe es deutlich, werden Fackeln und Lichter hin und her getragen: Wie Nonnen gekleidete Edelfrauen suchen unter den Toten und Verwundeten ihre Männer. Zwei Tage zuvor war hier eine große Schlacht geschlagen zwischen Graf Adolf dem Dritten, aus dem erlauchten Geschlechte der Schauenburger, und Herzog Waldemar, dem späteren König Waldemar, der Sieger von Dänemark.

* * *

Im Mai 1201.

Der achtzigjährige Timm, der Pfeileschnitzler, saß vor seiner Tür in Itzehoe. Die rauhen Arme konnten nicht mehr mit der früheren Kraft den Hammer schwingen, und so hatte sich der alte Waffenschmied aufs Pfeileverfertigen gelegt. Und darin war er Künstler.

Ein eigentümlicher Kauz das, der alte Timm. Hatte eine besondere Freude an einem gut gelungenen Geschoß, war ihm die Verbindung von Eisen und Rohr, von Elfenbein und Holz, von Stahl und Fischgräte zu seiner Zufriedenheit geglückt, dann pflegte er zum Schluß ein Wort hineinzuarbeiten: Verblute an mir. Ich bin der Tod. Weshalb bist du mir nicht ausgewichen. Du küßt kein Mädchen mehr. Narr, was willst du leben. Hörtest du mich nicht fliegen? Die Hölle grüßt dich.

Der Pfeil, an dem er im Maisonnenschein auf seiner Bank schnitt, war von außergewöhnlicher Schönheit: Auf dem Elefantenzahnstiel hatte er eine dreiwiderhakige Stahl-

spitze fest verlötet. Die Prachthalsfedern eines Erpels zierten hinten den Schaft. Und eben hatte Timm die Inschrift beendet: Ins Herz der schönsten Königin.

Just ließ er den Todesspender in der Sonne spielen, ein kindisches böses Lächeln nicht unterdrückend, als der dritte Graf von Holstein aus dem Hause Schauenburg, Herr Adolf, an ihm vorüberritt.

„Zeig deine Arbeit, Timm," und der Graf nahm den ihm ehrerbietig überreichten Lebenserlöser prüfend in die Hand.

„Was soll's mit den krausen Zeichen, Timm?"

„Ins Herz der schönsten Königin," antwortet grinsend der Greis.

„Ich nehm' ihn mit, hole das Geld dir von Osterhof ab," und dann ritt Graf Adolf, das Wort: Ins Herz der schönsten Königin oft wiederholend, seines Weges.

Timm, der Pfeilschnitzler, sah ihm blöde nach, die schwachen Augen mit der wagerecht gehaltenen Hand gegen die Sonne schützend.

* * *

Anno Domini 1190.

Vor elf Jahren war Graf Adolf der Dritte dem Rufe seines kaiserlichen Herrn, mit diesem das heilige Grab zurückzuerobern, gefolgt.

Allgemein war die Riesengestalt des Holsteiners, wenn er zur Seite des breitschulterigen, mittelgroß gewachsenen Kaisers ritt, aufgefallen; er überragte ihn um Hauptes länge.

Der kluge Friedrich Barbarossa mit seiner im Glück und Unglück gleichbleibenden süddeutschen Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit seinem tiefen Humor den der

finstere, nüchterne Holsteiner nicht imstande war zu begreifen, konnte nicht umhin, den Grafen zu necken, wo sich ihm Gelegenheit bot. Doch hielt er große Stücke auf ihn. Bei Ikonium, als von einem Elefantenturm der deutsche König mit Pfeilen überschüttet wurde, hatte Herr Adolf die Strickleitern, die an dem mächtigen Tiere im Wirrwarr des Gefechtes aufzuziehen vergessen waren, erklettert und oben eine große Verwüstung unter dem Heidengezücht angerichtet. Er allein. Sein gutes Schwert, das ihm Timm, der Waffenschmied, gehämmert, in den Zähnen haltend, war er, die Rechte zum Eingreifen in die Leiter benutzend, die Linke den Schild mit den drei Nägeln Christi zwischen den Nesselblättern im Wappen, gegen den Geschoßhagel hochhaltend, kühn hinaufgedrungen.

Noch finsterer als gewöhnlich trabte er heute neben dem stark ergrauten Rotbart. Dem Kaiser zur Linken tanzte mit seinem friesischen Fuchs der zwanzigjährige Herzog Waldemar von Südjütland. Der jugendliche Herzog war das Gegenbild des stets die Stirn faltenden Grafen. Der holsteinisch-mißtrauische Herr Adolf trug auch in der glühendsten Hitze vorsichtig den schweren Eisenpanzer; Herr Waldemar, wenn kein Kampf in Aussicht stand, ritt im Seidenwams.

„Ihr Herren," sprach der leutselige Kaiser gutgelaunt, „wenn's euch gefällt, so machen wir heut' abend, wie schon vorhin ich's euch vorschlug, dem Streit ein Ende."

Der Zank, der zwischen Adolf und Waldemar ausgebrochen, war durch folgenden Umstand verursacht: Dem Holsteiner war unter anderen Beutestücken ein sechzehnjährig Sarazenenmädchen zugefallen. Mirrjah war dem mürrischen Grafen als gehorsame Sklavin bisher gefolgt, als vor wenigen Tagen im Zelte des Holsteiners ihre Augen mit denen des jungen Dänen in hoher Liebesglut sich begegneten. Der leichtsinnige, rasche, gelbhaarige

Waldemar hatte den stummen Blick der schönen Sklavin verstanden, und schon in den nächsten Stunden hielt er schützend seinen Arm um die Heidendirne. Graf Adolf war wütend und forderte ungestüm seine Beute zurück.

„Bei Sankt Paul!“ drohte Waldemar dem Schauenburger, „nie wieder sollst du sie berühren.“

Und klirrend flogen die breiten Schwerter aus den Scheiden. Da war der in der Nähe befindliche Kaiser selbst dazwischen getreten und hatte die beiden vornehmen Herren zur Entscheidung der streitigen Frage, die ihm noch nicht bekannt war, für den Abend zu sich befohlen.

Und die Nacht war gekommen. Das Purpurzelt Friedrichs erhellten zahlreiche Ampeln und Fackeln. Vor dem im Feldstuhl sitzenden Kaiser kauerte auf einem goldverbrämten roten Kissen mit emporgezogenen Knien, die sie mit den Armen umfaßte, auf die sie die Stirne tief hinabgedrückt hatte, die Asiatin. Zur Seiten rückwärts von ihr standen trotzig der Graf und der Herzog.

„Mirrjah,“ hub der Kaiser freundlich an, „sieh auf und antworte auf meine Fragen.“ Aber das ganz verschüchterte, an allen Gliedern zitternde Mädchen wagte das Haupt, das von ihren langen schwarzen Haaren umflossen war, nicht zu erheben; wähnte sie doch, daß ihr der Tod bevorstünde.

Der Kaiser trat nun an sie heran und hob sie sanft zu sich empor. Als sie neben ihm stand in ihrer ganzen jugendlichen Schöne und die großen braunen Augen fragend auf ihn richtete, als durch irgend einen Umstand ihr das Pantherfell von der linken Schulter glitt, trat er tief gerührt einen Schritt zurück, und, sich zum Grafen wendend, dem graue Haare schon den Bart, vereinzelt, wie Kornblumen den Roggen, durchzogen, sagte er mit feinem Lächeln: „Die Jugend zur Jugend.“ Doch dann noch einmal der Sarazenin sein deutsches, ausdrucksvolles, väter=

liches Haupt gebend, rief er: „Entscheide dich, wem du angehören willst.“

Und nun war es lieblich anzusehen, wie Mirrjah die großen Augen langsam und schüchtern auf Waldemar richtete. Im nächsten Augenblick lag sie in den stählernen Armen des jungen Dänen.

Einige Tage nach diesem Vorfall verließ der Graf grollend das kaiserliche Lager und kehrte nach Holstein zurück.

Im nächstfolgenden Jahr aber, als der Herzog mit seiner schönen Sklavin heimzog durch Holstein zu seinem Bruder, dem Könige Knut, hatte der Schauenburger ihm bei Segeberg aufgelauert, aber ihn nicht ergriffen.

Seit dieser Zeit war der Haß zwischen beiden unversöhnlich geworden.

* * *

September 1201.

Der kalte, kleinlich denkende, holsteinisch-nüchterne Verstandesmensch Adolf, den nordischen, grauen Einerleihimmel fast beständig über seinem Haupte, der keine Freude am Weibe hatte, den Frauenliebe nicht beglücken konnte, war nicht traurig gewesen über den Verlust der schönen Heidin, aber sein Mark verzehrend, wurmte es ihn und fraß es an ihm, daß er im ganzen Kreuzheere die Zielscheibe manches Witzes gewesen, daß ihm der hohe Herr selbst, wenn auch in dessen harmlosen Weise, ein Scherzwort ab und an zugerufen hatte. Herzog Waldemar hatte er den Tod geschworen.

Nun waren es elf Jahre her, daß der Schauenburger wieder seine Grafschaft regierte. Sein grausamer Charakter machte ihn verhaßt bei vornehm und gering. Manchen Ritter und edeln Herrn hatte er durch seine

furchtbare Strenge in die Verbannung geschickt. Viele von diesen weilten am lustigen Hoflager Herzog Waldemars in Schleswig, den Tag erhoffend, wo sie mit den Dänen in die Heimat ziehen konnten.

Und der Tag war endlich gekommen.

In Stellau verwaltete das Pfarramt Pater Jacobus. In Schwaben geboren, im Kloster Cluny erzogen, hatte er viele Jahre im Gefolge des Kaisers Friedrich des Ersten zugebracht. Sein munteres Wesen sprach den lebensfreudigen Rotbart besonders an. In die dunkelste Ecke des Deutschen Reiches versetzt, konnte er sich anfänglich schwer in die hiesigen Verhältnisse hineinfinden: Die Ritter standen auf der gleichen Bildungsstufe mit ihren Leibeigenen, der Bauer lebte wie sein Vieh, der Städter, eingepfercht von Wall und Graben, war durchaus eingenommen von seinem unausstehlichen Unfehlbarkeitsdünkel. Wie sehnte Pater Jacobus sich zuerst zurück nach dem geistig bewegten, reichen Leben; glaubte er doch auf eine Insel am Nordpol versetzt zu sein. Erst nach und nach gewann er sich die Herzen seiner Pfarrkinder. Er war auf Meilen bekannt durch seine aufopfernde, werktätige Liebe.

Der alte Pater Jacobus von Stellau, treu seinem Herrn, dem Schauenburger, brach in aller Frühe an einem heißen Septembertage von seiner Pfarre nach Itzehoe auf.

Kaum einige hundert Schritte gegangen, sah er an den westlichen Rändern der Itzehoer Waldungen ein Blitzen und Funkeln. Es waren die Heerhaufen Waldemars. Er lief, so schnell es seine alten Beine erlaubten, nach Stellau zurück und ließ die Sturmglocken ziehen; dann warf er sich in seinen Harnisch, riß den bestaubten Morgenstern aus der Sakristei, schwang sich auf ein Bauernpferd und raste dem Schauenburger entgegen, den er bei Bramstedt im Lager wußte.

Doch war er nicht weit geritten, als er die Holsteiner heranrücken sah. Er meldete dem Grafen. Neben diesem trabte in goldener Rüstung, furchtbar wie der Erzengel Michael, der Bischof von Bremen.

Bei Stellau trafen die feindlichen Heere zusammen und kämpften den ganzen Tag wie zwei Hirsche, die sich in den Geweihen verfangen haben und, mit gleicher Kraft sich gegeneinander stemmend, nicht vor noch rückwärts können. Gegen Abend drangen, nach ungeheuren Verlusten, die Holsteiner siegreich vor.

Aber was war das?

Auf der Stör erschienen mit der Flut zahlreiche Schiffe, voran ein großes Boot, das von vierundzwanzig Ruderern im gleichen Takt vorwärts bewegt wurde. Unter einem über dasselbe gespannten roten Baldachin stand Mirrjah, das schöne Heidenmädchen, und knabberte verzuckerte Mandeln.*) Waldemar hatte sich nicht von ihr trennen können.

Als sie das Wanken der dänischen Truppen vom Fluß aus bemerkte, ließ sie das Boot rasch ans Ufer rudern, daß es knirschend auf den Sand stieß. Das erste beste ihr eingefangene Pferd besteigend, jagte sie in das Getümmel, den Herzog suchend. Und bald fand sie ihn, im verzweifelten Einzelkampf mit seinem Todfeind.

Als der schwer gepanzerte Graf durch sein Augengitter sie erblickte, riß er wütend sein Visier in die Höhe und, seinem neben ihm kämpfenden Lieblingsbogenschützen dessen Hauptwaffe hastig entziehend, legte er den herrlichen Elfenbeinpfeil mit der dreiwiderhakigen Stahlspitze auf die Sehne und sandte ihn ab: „Ins Herz der schönsten Königin.“ Der gierige Lebensvernichter küßte Mirrjah so heftig, zitternd stecken bleibend, daß sie lautlos aus

*) Der „Bonbon“ des 12. und 13. Jahrhunderts.

dem Sattel zur Erde sank. Wie der angeschossene Keiler stürzte Waldemar auf den Grafen, der unfehlbar, trotz seiner Stierstärke, an diesem Tage die Sonne zum letztenmal gesehen hätte, wenn nicht, treu bis in den Tod, die Ritter Breide Rantzow und Uke Rugemoor ihn mit ihren Leibern gedeckt hätten. Der Page Wulff Brockdorff hatte sich im letzten Augenblick, als schon der Graf ohnmächtig von seinem großen ditmarschen Hengste gleiten wollte, den tödlichen Hieben des Herzogs gewiß, für ihn geopfert. Und unaufhaltsam drangen die Dänen vor.

Am Abend nach der Schlacht entledigte sich Pater Jacobus, der manchem Dänen mit seinem Morgenstern die Funken aus den Schädeln geschlagen hatte, seines Kettenhemdes und warf sich wieder in seine Soutane. Treu seiner Pflicht als Tröster der Sterbenden, als liebevoller Seelsorger, wurde er am anderen Morgen, gänzlich erschöpft von den übergroßen Anstrengungen, tot neben einem dänischen Ritter gefunden, dem er letzte Worte des Friedens gesprochen.

Waldemar verfolgte seinen Sieg und nahm Adolf den Dritten bei Hamburg gefangen. Unedel genug, ließ er ihn wie ein wildes Tier in einen Käfig sperren und zeigte ihn in den Städten Holsteins und Dänemarks.

Aber fünfundzwanzig Jahre später rächte der vierte Adolf aus dem Hause der großen Schauenburger, Holstenstolz genannt, seinen Vater am Marien-Magdalenentag auf der Hochebene von Bornhöved. Derselbe Waldemar, der Sieger genannt, der bei Stellau die Holsteiner vernichtend geschlagen hatte, erlitt hier eine starke Niederlage. Die Dänenherrschaft war gebrochen, das alt- und allbekannte Wort war einmal glänzend wieder in Erfüllung gegangen: Holstentreue.

* * *

Der Sühneversuch.

Ich war in die Wälder hinaufgestiegen, die mein kleines Gebiet im Westen und im Norden beschützen. Und nun stehe ich am Rande des Poppenbrookholzes. Eine Schar Krähen, wie von einem Schuß erschreckt, hebt sich mir zu Häupten aus den Wipfeln, und kreist, ihr Quark, Quark, Rark in allen Abtönungen gebend, über mir. Plötzlich verstummt ihr Gekrächze und durch den Wind klingt es wie das Rauschen einer langen seidenen Schleppe. Wie ein Flug Tauben in anmutigster Schwenkung zieht das graue Gesindel in die Nachbarbäume.

Ein Eichhörnchen guckt mit seinen bösen dummdreisten Augen, im Innehalten auf dem Hinunterweg zur Erde, mich an, um dann blitzartig in den Zweigen zu verschwinden.

Unabsehbar liegt die Ebene vor mir. Die Luft zittert auf den reichen Getreidefeldern. Wie schattig, wie kühl ist es unter meiner großen holsteinischen Buche.

Weit im äußersten Süden der Ebene wird es plötzlich lebendig. Wären wir nicht mitten im Frieden; wären wir nicht mitten in manöverloser Zeit: feindliche Reiter wären es, die, sich teilend, den Schleier bilden vor nachrückendem Fußvolk.

Nun zieht es sich wieder zusammen. Eine Schwadron? Im Abmarsch zu zweien? Schritt?

Der letzte große Schauenburger, Herzog Adolf der Achte, hatte, nachdem er ihn selbst ausgeschlagen, den dänischen Thron seinem Schwestersohn Christian von Oldenburg zugebracht. Und immer mehr nahm er teil an dessen Unternehmungen, gab seinen Rat, wußte der „bodenlosen Tasche“, dem in Geldsachen beispiellos ungeschickten König immer neue Hilfsquellen zu erschließen. Klug, persönlich tapfer, von großer Mannesschönheit, war Christian wohl geeignet, seinem Oheim zu gefallen.

Aber Adolf hatte Lehnsvettern, die Pinneberger. Und mit diesen Lehnsvettern waren seit Jahrzehnten Erbverträge geschlossen. Der Herzog mußte in bezug auf seine Erblande mit diesen Verhältnissen rechnen, wenngleich er im geheimen auch seinem Lieblingsneffen, dem König Christjern, seine Erblande wünschte.

Wie sah es denn mit seinen Lehnsvettern aus? Den alten regierenden Grafen Otto von Pinneberg rechnete er nicht. Bischof Ernst von Hildesheim, der älteste Sohn, war dem sittenstrengen, reinen Herzog durch dessen wüstes Leben ein Greuel. Der zweite, Junker Erich, konnte nur in Frage kommen.

Das Herz des alternden Herzogs war von ihm eingenommen, trotzdem er leichtsinnig und verschwenderisch war. Auf Junker Erich waren eine Zeitlang des Herzogs Gedanken gerichtet. Und wer weiß, ob die schleswig-holsteinischen Lande nicht diesem nach des Herzogs Tode zugefallen wären, wenn nicht ein unerhörter Zufall sich zugetragen hätte.

Graf Erich hatte die schöne, blonde, blasse, ernste Jutta von Lauenburg zu seiner Ehefrau gewählt, und es hatte in den ersten zwei Jahren den Anschein, als wenn die Gräfin einen wohltuenden Einfluß ausübte auf ihren Junker. Aber da war plötzlich ein schwarzes, lebhaftes, üppiges Edelfräulein, Barbara Gadendorp, in die stille Ehebahn als Hindernis getreten. Erich vergaffte sich in die schöne Barbe, vernachlässigte die Gräfin, trieb es so weit, daß das Edelfräulein auf sein Schloß ziehen mußte. Am anderen Tage floh Jutta zu ihrem Vater, dem Herzog von Lauenburg. Der aber empfing sie ungnädig: „Das sind kleine Schwächen, die du deinem Junker verzeihen mußt!“ Er setzte sich mit dem Chef des Gesamthauses, dem Herzog Adolf dem Achten, in Verbindung, und es gelang diesem, wie dem Vater und dem Junker selbst —

nachdem die sündhaft schöne Barbara nach Kopenhagen gegangen — Jutta zu bestimmen, am dreizehnten September mit großem Gefolge zu einem Sühneversuch auf der Ebene von Wulfsmoor, am Rande der dort hochaufsteigenden Waldung zu erscheinen.

Und das war nach der Sage der Platz gewesen, auf dem ich zur Stunde in die Ferne sah.

Unter einem Prunkgezelt, hart unter den ersten Buchen, stand in höfischer Tracht Herzog Adolf; ihm zur Seite Junker Erich. Beide spähten mit angestrengten Augen in die Weite.

Hinter dem Zelte lagerten Herolde, Diener, Trabanten, scharrten angepflockte Pferde, hatten die Köche ihre Feuer.

Die Sonne neigte sich. Noch immer war nichts vom Zuge des Herzogs von Lauenburg und seiner Tochter zu entdecken. Ausgesandte Reiter kamen auf triefenden Pferden zurück: jede Meldung war dieselbe trostlose.

Schon traten zum dritten die Fanfarenbläser vors Zelt. Der Marschall des Herzogs, Ove Wohnsfleth, vor seinem erlauchten Herrn stehend, rief, entblößten Hauptes, laut in die Landschaft: „Jutta, Gräfin von Schauenburg!"

Es kam keine Antwort. Schon wollte der Marschall verkünden: Der Sühneversuch ist gescheitert! als ihm der Herzog Halt gebot.

Am äußersten Rande der Ebene zeigte sich eine verworrene Masse, aus der sich, es war deutlich zu bemerken, einzelne Reiter lösten, die in schnellster Gangart auf die Waldecke, wo das purpurrote Zelt hervorleuchten mußte, heranjagten. Es waren die Anmelder des lauenburgischen Zuges. Als sie sich so weit genähert hatten, daß die Farben der Reiter und Rosse erkennbar wurden, zeigte sich auch der Zug als solcher. Näher und näher, im Schritt, prunkte er heran. Schon waren die Reiter

oben. Ein Reiter, vom Pferde springend, machte Adolf dem Achten die Meldung, daß Jutta von Schauenburg, einer Sühne nicht abhold, in kurzem hier sein würde.

Näher und näher zeigte sich der Zug.

Neben einer Sänfte, die der Sonne halber dicht verhangen war, die in sinnreicher Weise zwischen vier Paßgängern hing, ritt der alte Lauenburger selbst. Voran schritten acht riesige Mohren. Hinter der Sänfte folgte ein großer Troß: Edeldamen und Ritter, Pagen, Knappen, Diener. Alles war zu Pferde. Nur die acht Riesenneger schritten kräftig zu Fuß.

Und nun hielt der Zug. Aus den Paßgängern wurde der Sessel von den Schwarzen sanft gelöst und niedergestellt.

Als sich die Vorhänge nicht hoben, beeilte sich der vom Hengste gesprungene Vater dies zu tun. Aber wie ein vom Beile getroffener Stier fiel der Herzog neben der Bahre nieder.

Ein Bild der unbeschreiblichsten Verwirrung entstand: Während das Gefolge, die Neger, die Pferdehalter sich im wüsten Knäuel um den Sitzstuhl drängten, sahen von oben der letzte Schauenburger und Junker Erich auf das unbegreifliche Getümmel. Ahnend, daß ein Unglück geschehen, eilten sie den Abhang hinunter. Ehrerbietig wurde ihnen Platz gemacht. Da lag die Gräfin Jutta, zurückgelehnt, das weiße Kleid blutübergossen. Sie war tot. Mit antikem Mute hatte sie sich, wohl kurz vor dem Endziel der Reise, den Dolch ins tödlich verwundete Herz gestoßen.

Geert der Große von Holstein.

In den Sagen vom „groten Geert“ und seinen Zeitgenossen lebt ein Zug epischer Größe und Gewalt, als gehörten ihre Gestalten noch einem früheren Übergangsstadium, einem wahren Heldenalter an. Die unheimliche Verknüpfung von Schuld und Rache, von Ehrgeiz und Ehrgefühl, der fürstliche Durst nach Herrschaft, gesteigert durch die kühnen und tückischen Ratschläge edler Genossen, erinnert selbst in der späteren Überlieferung jener holsteinischen Chronisten an die Gestalten der Nibelungennot. War es doch eben eine Zeit und ein Land, in dem jetzt eine alte Welt, eine alte Verfassung mehr und mehr untersank, wie der der großen germanischen Stämme in dem Jahrhundert Theodorichs oder der Burgunderkirche.

Nitzsch.

Im Jahre 1314 hielt, am achten August, der älteste Sohn des verstorbenen Grafen Heinrich van Rendsburg, Gerhard, „junckher Gherken von Holsacen“, an der Südseite der hochgelegenen Kirche des Fleckens Kellinghusen. Bis hierher, bis an die Stör, grenzte im Süden sein Gebiet. Über die Stör hinüber, in Storman, regierte der Segeberger Zweig der Schauenburger.*)

Es war der Tag des heiligen Cyriacus, dem die Kirche in Kellinghusen geweiht war. Im Gotteshaus unter dem Erlöser am Marterholz hing in kleinerer Figur, schrecklich geschnitzt, der Heilige, nach unten gekreuzigt, wie es die Überlieferung aufbewahrt. Beide Qualhölzer waren über und über mit Blumen bekränzt und mit Ähren der beginnenden Ernte überflochten.

Alle Türen der Kirche standen an dem heißen, wundervollen Sommertage weit geöffnet. Ein ununter-

*) Ich habe als Hauptquelle die ausgezeichnete, mit Pfeffer und Farben geschriebene Studie Wilhelm Berblingers: „Gerhard der Große und seine Residenz Rendsburg“ benutzt.

brochenes Orgelspiel, in das von Zeit zu Zeit im hellsten Ton gesungene Hallelujas der rotgerockten Chorknaben einfielen, flutete bald leiser, bald lauter durch die Hallenkühle. Mehr einem fröhlichen Festgewimmel gleich, wogte es unausgesetzt im Innern. Marktweiber traten mit ihren Körben herein, verbeugten sich, bekreuzten sich, knieten, beteten und gingen wieder hinaus. Kinder und Hunde liefen oft spielend hindurch. Vor den verhangenen Beichtstühlen standen in fortwährender Abwechslung die Bewohner der kleinen Stadt und der umliegenden Dörfer. Gähnend, gutmütig lächelnd hörten hinter ihrem Gitterwerk die Priester das unschuldige Sündenverzeichnis an: kannten sie doch schon, daß ihnen stets das gleiche ins Ohr geflüstert wurde. Allerlei kleine Vergehen, süße Erinnerungen aus versteckten Lauben, alle die hundertfachen mehr oder minder schweren Herzbeklemmungen, die jedermann durch den Tag schleppt. Und immer wieder gaben sie Vergebung, hin und wieder geringe Strafen befehlend. Und in das frohe Volk mischten sich dann die Erleichterten, um an diesem Tage, wenn auch nicht gewollt, sich erst recht jener harmlosen Sünden zu unterziehen, deren Verzeihung ihnen eben geworden, denn es war der größte Tag des Jahres für das Städtchen: das Fest des heiligen Cyriacus, oder, wie bis zur heutigen Stunde genannt: der Cyriaux-Markt.

Unmittelbar um die Außenwände der Kirche drängte sich das ausgelassenste Leben. Hier zeigte „de Kierl ut Roma" seine Kunst. Er verschluckte Messer, ließ Schwerter mit der Spitze auf den Lippen in der Schwebe stehen und Eier und Pfannkuchen unter die Kappen der Bauern verschwinden. Dieses erstaunliche Kunststück erregte dann stets ein lautes Gelächter, wohl mehr über das verwunderte, mundgeöffnete Gesicht des guten Landmanns, als über die ihm unter die Mütze gezauberten Eier und

Pfannkuchen. Zahlreich standen die Buden, bis weit in die Straßen hinein. Sie verkauften fast alles das, was noch heute an Jahrmärkten feilgeboten wird. Nur die Honigkuchen bildeten Figuren aller Art, in denen heidnische Anklänge noch leicht zu entdecken gewesen wären. Geräucherte Aale und „gele Appels ut Italia“ (Apfelsinen) gab es schon damals; ihre Häute und Schalen zierten wie in unseren Tagen das Pflaster.

In einzelnen größeren Zelten wurde von früh morgens bis in die späteste Nacht hinein getanzt.

Graf Geert, der noch immer an der Südseite des Kirchleins hielt, liebkoste den Hals seines unruhig werdenden, dunkelbraunen Hengstes. Die Mähnen des Pferdes waren golddurchwirkt und mit roten Bändern durchflochten. Nun ruhten die Hände des „junckhern van Holsacen“ auf dem Sattelknopf. Wie abwesend schaute er auf die weite Landschaft vor sich, die im Westen von den großen Itzehoer Waldungen, sich bis dicht an Kellinghusen heranziehend, begrenzt wurden. Im Süden und Südwesten lagen die Stör-Marschen. Über die kleine Kirche von Stellau sah er in die blaue Ferne, sehnsüchtig — denn das Land gehörte ihm nicht. Fuhr er aus seinem Brüten empor, warf er in die ihn umlagernde Jungenschar Kupfermünzen, sich lachend dann des drolligen Gebalges erfreuend.

Als die Mittagsglocken schlugen, erdröhnten Tamtams in der Kirche; ein schrilles Glöckchen tönte; die Orgel schwieg . . . Alles, drinnen und draußen, stürzte auf die Knie; und alles Lachen, Lärmen, Singen, Kreischen, all jenes Tonuntereinander, das die Kinder mit ihren erstandenen Pfeifen und Trompetchen unterstützten, hörte auf wie auf Kommando. Eine Totenstille trat ein. Käufer und Verkäufer, Trinker und Tänzer traten aus den Buden und Zelten auf die Straßen. Alles kniete.

Und im feierlichen Zuge, voran wieder die rotgerockten Chorknaben, die bronzene Weihekesselchen schwangen, daß der blaue Rauch bis in die höchsten Lindenzweige zog, erschien, von einem jungen, finster blickenden Priester in hochgehobenen Händen getragen, eine kleine viereckige Silberlade. Das Kästchen enthielt Ohrenschmalz (so!) der heiligen Jungfrau. Kellinghusen hatte ein wenig von dieser Masse dem Kloster Neumünster abgekauft.

Hinter dem Kästchen folgten andere Priester, dann der Kardinal-Erzbischof von Bremen, Giselbert von Broncchorst, der Oheim Graf Gerhards. Ein rotseidener, mit schweren goldenen Quasten gezierter Baldachin, der im Winde blähte, wurde ihm im Gehen übergehalten. Er segnete das knieende Volk, unter dem auch der vom Gaule gesprungene, den Zügel sich über die Schulter legende Geert sich tief vor ihm verneigte. Überall, wo das Kästchen vorüberzog, bekreuzte sich alles dreimal.

Der großgewachsene, hohe Kirchenfürst zeigte eine gewaltige Habichtsnase. Sein violettes Gewand reichte ihm bis auf die Fersen. Auf dem blauen Handschuh der Rechten glänzte der Bischofsring weithin in der Sonne. Dreimal umzog der Zug die Kirche und die Messe war beendet. Die Lustigkeit der marktfeiernden Menschen wurde nun nicht mehr unterbrochen.

Der Kardinal-Erzbischof war auf der Rückreise von Rendsburg, wo er seinen Neffen besucht hatte. Dieser hatte ihn bis hierher, an seine Landesgrenze, gebracht. Und da die beiden hohen Herren gerade den Haupttag des heiligen Cyriacus fanden, so hatte der geistliche Fürst es nicht versäumt, den Gläubigen selbst den Segen zu spenden.

Während des Umhertragens und Zeigens des Silberkästchens, als alle andächtig auf den Knien lagen, hatte Jan Bendixen, die Fegefeuer- und Höllenstrafen in den

Wind schlagend, die Gelegenheit benutzt, so vielen Buden wie möglich von rückwärts her einen Besuch zu machen. Mit reicher Beute beladen, begab er sich in die Itzehoer Wälder, wo er an einer Waldwiese eine große Bande lagern wußte, die noch heute am Abend den Markttrubel benutzen wollte, um Kellinghusen zu überfallen und dann zu räubern und zu plündern.

Als der Kardinal-Erzbischof geschieden und schon mit seinem Gefolge hinter Bramstedt verschwunden sein mochte, ritt der junge Geert, eine Furt durchsetzend, bis an das Flüßchen Bramau bei dem Dorfe Wrist. Hier blieb er halten und sah angestrengt in die Ferne. In die Seele des Zwanzigjährigen drängten sich ehrgeizige Wünsche. Er bog sich vor, als wolle er mit seinen Augen das fremde Land, in dem er sich in diesem Augenblick befand, verschlingen. Kühn und energisch blitzte sein Blick. Als er zum Zurückreiten seinen Hengst wenden wollte, entdeckte er, an eine goldbraune Roggengarbe gelehnt, einen Mann mit unentzifferbarer Stirn. Er hatte das purpurrote Barett von den kurzgeschorenen, schwarzen Haaren genommen. Wie ein antikes Bild war es. Er schien ein Ritter zu sein. Vor sich, wie einst Hagen, ließ er sich auf dem rechten, angezogenen Knie sein langes, breites Schwert wiegen. Und wie in Hagens Schwert glänzte im Knauf ein grüner Edelstein.

Geert rief ihn an. Der Ritter erhob sich. Während er näher trat, fragte ihn Gerhard: „Wer bist du?“

„Hartwig Reventlow. Und du, ich brauche nicht zu fragen, wie du heißt. Du bist Graf Geert von Rendsburg. Ich sah's dir an, an deinen Augen, die Land fraßen, das dir nicht gehört. Ich bin auf dem Wege zu dir. Nimm mich in deine Dienste und ich will dir ein treuer Lebensbegleiter sein. Ich kann mich nur einem Herrn beugen, der Großes will.“

Geert betrachtete den Ritter erstaunt. Er kannte den Namen, er wußte, daß er einem erlauchten Geschlechte Holsteins gehöre. Er hatte auch gehört, daß Hartwig Reventlows Name in Verbindung gebracht war mit der Ermordung des Grafen Adolf von Segeberg.

„Doch ehe ich mit dir gehe, muß ich dir beichten.“ Und der Ritter drängte sich dicht an Geerts Pferd hinan. Der Graf beugte sich. Und Hartwig Reventlow erzählte. Und als er geendet, hob er stolz das Haupt, und keine Schuld schien ihn zu belasten.

In letzter Abendsonne standen die beiden. Graf Geert und Hartwig Reventlow blieben zusammen auf immer.

In der Nähe der kleinen Stadt hörten sie wüsten Lärm zu sich herüberschallen. Sie hielten ihn für Markthallo. Bald aber zeigte ihnen ein brennendes Haus am Westende, daß das Getöse aus anderen Ursachen entstanden sein mußte. Ein Vorübereilender rief, mit den Händen entsetzt in der Luft fuchtelnd: „De swatte Möller! De swatte Möller!“ Geert und Hartwig Reventlow wußten Bescheid. „Der schwarze Möller“ war der gefürchtetste Bandenführer seiner Zeit. Seine Verstecke suchte er sich in dem großen, zusammenhängenden Walde, der sich von Hamburg bis Apenrade hinzog. Bald hier, bald dort überfiel er selbst kleine Städte, wenn ihm die passende Gelegenheit, Hochzeiten, Märkte, Feste überhaupt, bekannt geworden war. Bei den kläglichen Sicherheitszuständen jener Zeit, in der die Ritter, ja die Fürsten selber Rauben, Plündern, Brennen und Sengen als ein harmloses Freudchen betrachteten, war nur Selbsthilfe geboten. Ertönte der Schreckensruf: „De swatte Möller“, eilte jedermann zur Verteidigung. So war's auch in Kellinghusen geschehen. Nachdem das Dorf Overndorp geplündert, kam der Kampf auf dem Westende des Fleckens, auf dem Lehmberg, zum Stehen.

Allen voran kämpfte die Riesengestalt Hinrich Hing-

storffs, des Bürgermeisters. Mit den ungeheuren Kräften, die ihm in Arm und Schultern steckten, umarmte er zuweilen einen Feind wie der Bär, daß dieser im wahren Sinne des Wortes zu Brei zerdrückt wurde.

Der schwarze Möller schien in der Überzahl. Da trafen rechtzeitig Geert und Hartwig ein und halfen dem Städtchen und seinem Prachtbürgermeister mit ihren nach Blut schreienden Flambergen. Während Hartwig mit seinem langen Schwerte Hinrich Hingstorff zur Seite sprang und ihn, den Bären, aus einem Knäuel von Räuberhunden befreite, stürzte sich der schlanke Geert auf den schwarzen Möller. Ihn niederreißend, setzte er den Fuß auf die Brust des Bandenführers und hieb ihm mit einem Schlage den Kopf ab.

In wilder Unordnung flohen die Strolche in den Wald zurück. Das landschaftlich reizend gelegene Städtchen war gerettet. Und nun gab es eines jener farbenprächtigen, farbenfreudigen Bilder des Mittelalters: Der schlanke, blonde Geert; rechts und links von ihm die Riesen Hartwig und Hinrich. Vor ihnen, vom alten guten Klaus Jock auf einer langen Stange getragen, das bluttröpfelnde Haupt des schwarzen Möllers. Und dann das jauchzende Volk. Das alles in den huschenden Lichtern der Fackeln, die auf den reichen, bunten Trachten der Ritter und Städter tanzten.

Der Bürgermeister bewirtete Geert und den Ritter. Sein bleiches, blondes Töchterchen, ein siebzehnjähriges Mädel mit großen, himmelblauen Augen, die sich zuweilen zu verschleiern schienen im Wimpernschutz, reichte Rüdesheimer. Bis an seinen Tod hat Geert die schöne Schenkin nicht vergessen können.

Wie Hartwig Reventlow, so ward auch Hinrich Hingstorff, durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände, ein Lebensbegleiter Geerts. Und wie Hartwig,

sozusagen, dessen Minister des Äußeren wurde, so Hinrich Hingstorff Minister des Inneren. Hinrich Hingstorffs Verwaltungsgenie, das sich schon in dem kleinen Heimatgemeinwesen in glänzender Weise gezeigt, konnte seine Meisterwerke schaffen: als Kanzler leitete er zeitweise Schleswig-Holstein, Dänemark und die Ostseeküste bis nach Rügen hinauf. Immer sehen wir die drei zusammen: Geert, Hartwig und Hinrich.

Denken wir uns Gerhard während seiner Lebenszeit — er gelangte früh zur Regierung — allerseiten von angreifenden Wölfen umstellt, deren er sich in blitzschnellen Wendungen und mit gewaltigen Stößen und Hieben zu erwehren gehabt hätte, so wäre dies Bild nicht ganz falsch; besser freilich müssen wir uns ihn selber als Wolf vorstellen, der mit glühenden Augen, heißer Zunge, schärfsten Zähnen bald hier, bald dort in Herden und Hürden einbricht. Aber das Bild ist nicht schön für Geert. Wenn er auch seiner Zeit die Steuer zahlt an Roheit und Raufsucht und Raublust, so zeigt er in jeder anderen Hinsicht die kernhafteste Mannesnatur, ein edles Herz. Klug, sehr klug, tapfer, auf große Ziele stets sein Auge richtend, im Unglück unverzagt und alle Kraft zusammenraffend, im Glück sich nicht berauschend, vor allem immer Maß zu halten wissend in politischen Fragen, so steht er vor uns. Und das ist für den Schleswig-Holsteiner der wichtigste Zug in seinem Charakter; er war es, der zuerst und bis zu seiner letzten Minute sein ganzes Streben darauf richtete, Schleswig und Holstein zu vereinen.

Schon zwei Jahrhunderte regierte das tüchtige, kräftige Haus der Schauenburger in Holstein. Niederdeutsche, Stammverwandte, hatten sie sich bald in Holsteins Art und Bart eingewöhnt.

Es ist eine Lust, die Männer des Schauenburgischen Hauses zu verfolgen. Fast ohne Ausnahme aus Eisen

und Eichenholz gebaut in Seele und Körper, versumpften sie in dem abgelegenen Ländchen nicht; immer blieb ihnen, so sehr sie das „Länneken" unter sich teilten („die Linien", „die Vettern") und teilen mußten, ein Zug ins Große, ins Bedeutende. In einigen von ihnen vereinigte sich gleichsam antike Größe und Einfachheit mit verschlagenster Indianerlist. Das Deutsche Reich, die deutschen Könige kümmerten sich wenig um das ferngelegene „Eisbärenland". Sie überließen es den Schauenburgern, den immer auf der Lauer zum Einfall stehenden Dänen die Grenzstäbe fester und dichter zu ziehen oder, brachen die Jüten und Insulaner durch, ihnen die Nacken zu hämmern, daß sie grün und blau wieder zurückkehren mußten. Der vierte Alf (Adolf) hat in Holstein 1227 bei Bornhöved der Dänenwirtschaft auf immer ein Ende gemacht. Aber unzählige Versuche zur Wiedererlangung der Herrschaft blieben bis in die Neuzeit nicht aus.

Das Deutsche Reich, die deutschen Könige und das Eisbärenländchen! Zu Gerhards Zeit rissen Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich sich um die Kaiserkrone. Und sie rissen sich an dem heißgewünschten, heißumkrallten Reifen die Finger blutig. Und sie rissen, rissen, und hinter ihnen, sich um den Leib fassend, rissen und rissen und rissen ihre Anhänger. Ein heiter Spielchen für die verehrlichen Zuschauer; und diese Zuschauer saßen in den Logen der Nachbarländer. Im Michelsreich wüteten große und kleine Raubkriege nebenher. Jeder stand auf eigenen Füßen, so gut er konnte. Der liebenswürdige, gütige, heitere Kaiser Friedrich der Erste, dem der Humor ein munteres Begleitfähnchen durchs Leben gewesen ist, sah wohl noch hin nach Norden, aber Italien und die Zänkereien mit seinen Großen ließen ihm nicht die Ruhe, sich mit den nordischen Angelegenheiten so zu beschäftigen, wie es wohl in seiner Absicht gelegen hatte.

Ihm folgte sein Sohn, der sechste Heinrich. Heinrich der Schreckliche. Nicht in Alexanders, nicht in Cäsars, nicht in Väterchens (Attilas), nicht in Napoleons Seele haben so die Dämonen des Ruhmes, der Weltherrschaft getobt, wie bei Heinrich dem Sechsten. Aber deutsch war er wie sein Vater. Daß wir es nie vergessen: Heinrich wollte eine Weltherrschaft von Deutschland aus, der ersten Macht. Seine Gedanken gingen ins Ungeheure, und es ist nicht abzusehen, was er erreicht, hätte er nicht nach heißem Ritt zu hastig den Becher unter den eisigen Quell gehalten.

Des furchtbaren Heinrichs Sohn war wieder der frohmutige Atheist Friedrich der Zweite. Der aber war ganz Italiener, Sizilianer, Sarazene. Der lehrte seine Pagen die Zither spielen, ließ sich, wie einst Salomo, von hunderten schöner morgenländischer Weiber Tag und Nacht umgeben; schrieb das beste Buch, das wir bis heute haben, über Falkenzucht und Falkenjagd, und blieb doch der deutsche König bis an seinen Tod. Hatten schon sein Großvater und sein Vater sich wenig um die Schicksale der nordischen Mark bekümmert, so trieb er es so weit, daß er Holstein, bis auf Lübeck, preisgab. Und doch war seine Mutter, Konstanze, die letzte sizilianische Normannin. Und auf norwegischen Felsen, in norwegischen Fjorden, in holsteinischen Heiden hatten ihre Vorfahren gewohnt.

So waren die Schauenburger auf sich selbst gestellt. Ihre Klugheit mußte ihnen sagen, mit wem sie sich am besten zu den jeweilig zu verfolgenden Zwecken verbinden mußten; und sie verbanden sich bald mit dem, bald mit diesem. So erscheinen die Namen der Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, ja selbst der Dithmarschen, zuweilen der Städte, der „lieben Vettern“ (wenn nicht gerade Katzbalgerei unter ihnen war), der Lauenburger, Sachsen. Alle diese Namen spielen fortwährend hinein in die Geschichte der Schauenburger. Und namentlich

außer den Dänen sind die meistgehörten: die lieben Vettern, der holsteinische Uradel, Lübeck, die Dithmarschen und die oft recht unbequeme Kirche.

Die lieben Vettern! Das war ein ewiges Teilen, das war ein ewiges Knurren, wie bei Hunden, die aus einer Schüssel fressen, das war ein ewiges Gegen- oder Mitverbinden, Argwöhnen, Hinterhaltstellen, Verklagen, Hinschielen: ob da wohl Erben kommen? Rücksichtsloses Einziehen des Landesteiles, sowie ein „Vetter" nur auf kurze Zeit in die Nachbarschaft ging. So sah's zu Gerhards Jugendzeit aus. Fünf Linien regierten: In Kiel der unglückliche Johann der Einäugige. In Plön Gerhard der Blinde: ein Mordskerl, satanisch klug, Alleswisser, tapfer, tollkühn (es lacht uns das Herz, wenn wir von ihm lesen, wie er bis in sein Alter sich aufs Pferd schnallen ließ, und mit lautem Gebrüll, trotz seines erloschenen Augenlichtes, sich in den Feind stürzt). Dem folgt sein Sohn Johann (Henneke) der — Milde genannt, wahrscheinlich seiner Tücke und Treulosigkeit wegen. Dann die anderen Vettern, der Segeberger und der Überelbische.

Der holsteinische Uradel! Potz tausend, das waren Herren, die kehrten sich an gar nichts. Paßte es ihnen, verbanden sie sich mit den Schauenburgern, mit den Städten, mit den Dithmarschen — nur nie mit den Dänen. Wild, wie ungestüme Auerochsen, mit mächtigen Schädeln und Schilden, mit ungeheuren Trinkhörnern und Humpen, mit riesigen Speeren und Sporen. Raub- und wegelagerlustig vergnügten sie sich mit höchster Ungeniertheit in den „vetterlichen" Teilen. Namentlich auch zur See zeigten sie jene wunderbare Liebesneigung nach kaufmännischen Waren. Ich lasse Verblingers mit köstlichem Humor geschriebenen Sätze folgen: „Sehr beliebt waren bei solchen adligen (See-) Raubzügen die Kompanie-

geschäfte, so sehen wir Heyno Brockdorp und Heyno Hund oft im ritterlichen Sport vereinigt die Ostsee durchstreifen, bald an der Travemündung, bald im Fehmarnsund, bald bei Moen. Beide machten gelegentlich mit Marquard Stove gemeinsame Geschäfte. Ein ähnliches Konsortium bildeten Benediktus Alevelde und Bertram Kule; gelegentlich tritt auch der episcopus Roscyldensis als Associé ein. Häufig finden wir ein Brüderpaar wie Imeke und Hinrich Santbergh, einen Heinrich und Henneke Breide; einen Timmo und Doso Gadendorp, die Krummendieks (und andere) vereinigt." So der Adel: Mit Schiff und Schwert gleich vertraut, schütteten sie, Holsteiner überall, ihre Überkraft ab, wo sie Gelegenheit fanden.

Lübeck! Ein anderer Ton als Hamburg. Hamburg von jeher die Butter- und Beefsteakstadt. In Lübeck große Politik, große Männer, große Ziele. Ganz gleich, mit wem sie im Kampfe war. Drei Königen zugleich wird einmal der Krieg erklärt. Lübecks Todfeinde sind die Schauenburger, daher oft verbündet mit dem Adel, mit Dänemark, ja selbst mit den bitter gehaßten Dithmarschen, mit den Städten, mit den Nachbarländern; denn sie kannte die sehnlichsten Wünsche der Alfe, Johanns und Geerte, von diesen verschluckt zu werden.

Die Dithmarschen! Erst den Oldenburgern gelang es endlich, das „Länneken deep" sich einzuverleiben. Die Schauenburger versuchten es zu wiederholten Malen vergeblich.

Die Kirche! Die Gewaltigen beugten sich, die Alfe, Johanns und Geerte, natürlich nur dann, wenn es in ihrem Vorteil lag. Bei der Weltmacht des Papstes aber wagten sie sich nicht geradezu aufzulehnen. Ja, selbst der große Gerhard, so frei er in kirchlichen Dingen denken mochte, tat Buße einst auf kalten Fliesen in Hemd und bloßen Füßen.

Geht der Vorhang auf zum Leben Geerts, so hören

wir von vornherein bis an seinen Tod Eisengeklirr und Kriegstrompeten, sehen wir brennende Städte und Dörfer und allerlei Kleinigkeiten nebenher: Augenausstecherei, abgehackte Hände und Füße, weggeschnittene Ohren und Zungen. Er selbst steht immer im Mittelpunkt; überall im Panzer, stiertüchtig an Kraft, wo's gilt, klug und schlau, und vor allem: immer maßhaltend. Goethes Wort, das er der Kunst sprach, gilt auch für die Politik: „Erst in der Beschränkung zeigt sich der Meister."

1304 starb Heinrich der Erste von Rendsburg, und Geert, minderjährig, übernahm die Regierung. Schon 1306, noch nicht fünfzehn Jahre alt, bestieg er das Schlachtroß zum erstenmal und zog dem hohnlachenden, eigensinnigen Adel, der sich diesmal mit den Dithmarschen vereinigt hatte, entgegen. Er schlug ihn bei Ütersen gründlich. Mit eichengeschmücktem Helme ritt er wieder in Rendsburg ein.

1315 fiel ihm die Kieler Herrschaft zu; der unglückliche Johann („he hedde man een Oog, dat anner kniep he giern to," wie eine Chronik naiv sagt) war erbenlos gestorben. Abscheulich hatte den alten Mann der ostholsteinische Adel behandelt, ihn endlich gefangen genommen. Die „Vettern" natürlich freuten sich im stillen sehr. Das ist so menschlich natürlich.

Bei der Kieler Verteilung war Adolf der Schauenburgische, der linkselbische übergangen worden. Zornig deshalb, verband er sich mit einigen Bundesgenossen, unter denen diesmal die Dithmarschen waren. Während nun die Dithmarschen, nach Feldzugsplan, sich auf Kiel in Bewegung setzten, erwartete Adolf seinen lieben Bundesbruder Günzel von Wittenberg. Aber ehe diese sich vereinigen konnten, nahm Gerhard Günzel gefangen. Dann wandte er sich gegen Vetter Adolf und schlug diesen bei Bramstedt nach heißem Ringen. Auch der „liebe Vetter"

wurde gefangen und mußte mit Günzel im Schlangenturm sitzen und Buchweizenklöße essen.

Während Geert im Süden und Westen kämpfte und rang und siegte, hatten die Dithmarschen mit ihren Elefantenfüßen Holstein durchstampft und zerstampft und senkten und plünderten auf Kiel zu. Es ist nicht klar ersichtlich, wie diese gute, frohlebige Stadt sich der Riesenschar erwehrt hat. Auf alle Fälle muß ein kluger Ratgeber, ein Odysseus hier gewohnt haben. Es geht die Sage, daß die Kieler den Ungetümen vor die Stadt entgegen gingen, sie hier bis auf den Kuhberg (ad vaccarum montem cum cantu et fistula) lockten, dort bewirteten, betrunken und sich mit Geld frei machten und ihnen mit: „Ei, ei, ihr Schäfchen, was seid ihr für nette, kleine Leutchen" die Bärte krauten. Geschichtlich ist, daß die Mammute dann die furchtbaren Pettfüße wirklich wieder nach Süden wandten, unter unglaublichen Würgereien und Brennereien Bornhöved und Neumünster verwüsteten und sich, in völliger Auflösung, endlich besoffen um Nortorf gruppierten. Hier fand sie Geert. Um sie zu täuschen, machte er das Manöver des Schottenkönigs Malcolm nach: er ließ seine Krieger von unten bis oben mit grünen Zweigen behängen und marschierte dann, ein wandelnder Wald, gegen die Verschlemmten. Die Enakssöhne, vollgefressen und vollgesoffen, lagen wie verdauende Boas. So war's denn ein bequemes Abwürgen und Abschlachten für Geert.

Und abermals ritt er als eichengeschmückter Sieger ein in seine Hauptstadt Rendsburg.

In dieser Fehde hatten Hartwig Reventlow und Hinrich Hingstorff ihm schon dicht zur Seite gestritten. Hartwig schwang sein Hagenschwert, der Stahlarm Hinrichs die Axt wie einen Löffelstiel. Eia!

Der Dithmarschen-Trott auf Kiel bot Geert die beste

Gelegenheit, den Rachezug anzutreten, um sich endlich dieses Ländchen zu erobern; vergebens hatten das seine Vorfahren versucht.

Als er die Kriegspauken gegen die Marschen erdröhnen ließ, eilten selbstverständlich die Ritterschaft und die nächsten Fürsten herbei. Der Reichtum lockte.

Geert brach mit seinen Truppen im September 1319 ein, schlug die Meeranwohner und ließ zum Plündern sich seine Scharen zerstreuen. Abteilungen von diesen kamen nach Wöhrden und schlossen hier die geflüchteten Dithmarschen in die Kirche ein, zündeten diese an, um die darinnen Weilenden zu verbrennen. Das war zu viel: Als ihnen das geschmolzene Blei auf die Köpfe floß, stürzten sie, außer sich, hinaus. Und nun begann das umgekehrte Totmachen.

Geert ist bei dieser Abscheulichkeit nicht zugegen gewesen. Bitter hatte er es zu bereuen, seine Soldaten nicht beisammen gehalten zu haben. Mit genauer Not, nachdem er einen meisterhaften Rückzug ausgeführt hatte, entrann er. Und wieder hatten die Dithmarschen ihr Vaterland gerettet.

Während der Bischof von Lübeck sich wegen irgend einer Angelegenheit bei seinem zur Zeit in Avignon anwesenden Erzbischof zu verantworten hatte, erschien lüstern die umliegende Ritterschaft. Voran das „prominente" Geschlecht der Westensees. Eia, nun ging der lustige Viehraub los in den lübischen Dörfern. Und, nur zu verstehen aus den damaligen Zeitläuften und Zuständen, auch Geert erschien und half wacker mit im Beutelleichtermachen, Vieheinziehungen, Rotenhahnaufsetzungen. Natürlich ihm rechts und links Hartwig und Hinrich. Das war einmal so.

Ja, eia! Aber das frisch-fröhliche Eia erstickte bald, denn der zweiundzwanzigste Papst Johann schrie, als ihm

die Räubereien gemeldet wurden, Zeter und Mordio, schleuderte Bannstrahlen, spie Wut und rief, daß es Geert und seine wackeren Kumpane in Holstein hörten: „Ewige Höllenstrafen, ewiges Fegefeuer!"

Geert und die Ritter, trotz alledem abergläubisch wie Köchinnen, wenn sie bei Wahrsagerinnen sind, krochen zu Kreuz und zahlten Schadenersatz. Und das Unerhörte geschah: Gerhard und seine Kameraden mußten vor dem zurückgekehrten Lübecker Bischof, barfuß, nur im Hemd, Lichter tragend, durch den langen Gang in der Marienkirche wandern auf den Priester am Hochaltar zu, der, erhöht stehend, mit kaum zu bändigendem höhnischem Lächeln sie auf sich zukommen sah.

* * *

Die Dänen.

Als 1325 Herzog Erich von Schleswig, aus dem alten Robben- und Heringe-Stamm der jütischen Seekönige, starb, hinterließ er einen elfjährigen Sohn, den Prinzen Waldemar. Waldemars Mutter war Geerts Schwester. Sofort erhob der Dänenkönig Christoph Anspruch auf die Vormundschaft. Gerhard verweigerte dies. Der König belagert, als Antwort, Gottorp in Schleswig. Gerhard trifft ihn dort und schlägt ihn. Mit einemmal steht der ganze nordische Himmel in Brand; seine Flammen zucken bis Island hin. Gerhard verbündet sich, der König verbündet sich mit Waffenbrüdern, die sich bald trennen in Todfeindschaft, sich bald wieder treffen zum abermaligen Seite-an-Seite-Kämpfen. In all dem Wirrwarr, immer in Begleitung Hartwigs und Hinrichs, des Schwertes und der Axt, steht Gerhard klarsten Blickes. Sieht er einen Fehler des Feindes, dann fliegt er vor,

stößt er wie ein Raubvogel. Alles brennt bis nach Rügen hinauf. Alle Städte zittern, Hamburg obenan, das bei diesem Durcheinander gar zu gern im Trüben gefischt hätte. Nur Lübeck und die Dithmarschen ziehen Vorteil. Schon 1326 kommt es zur Entscheidung. Christoph, der des Teufels Schwiegermutter, um ein beliebtes „Witzwort" unserer Tage nicht zu versäumen, mit in den Kauf genommen, hätte ihm diese helfen können, bettelt überall um Beistand. Vergebens. Schon steht Gerhard auf den dänischen Inseln, schlägt alles, was ihm entgegentritt, zu Boden; nimmt den Kronprinzen Erich gefangen. Er ist Sieger von Skagen bis Danzig. König Christoph flieht nach Deutschland.

Am siebenten Juni desselben Jahres schon läßt Geert seinen Neffen, den zwölfjährigen Waldemar als König von Dänemark ausrufen. Alles liegt ihm zu Füßen. Seine Vorteilbedingung: Schleswig ist mit Holstein vereinigt.

Keiner wußte besser als der Rendsburger, daß ein ewiger Frieden auf Erden ein Unding ist. So blieb er auf Vorposten; ließ Harnisch und Bügel nicht rosten.

Vetter Henneke von Plön hatte das alles mit eifersüchtigem Blick verfolgt. Schließlich, als er den Neid nicht mehr zu verbergen wußte, verband er sich mit dem entthronten Christoph zu Lübeck. Der Krieg begann von neuem. Geert siegte zum zweitenmal bei Gottorp.

Und wieder war es Vetter Henneke, der den Frieden brach. Es kam 1331 auf der Lohheide bei Rendsburg zur Schlacht. Gerhard verlor im Handgemenge das Pferd unterm Leibe, ward verwundet. Hartwig und Hinrich rissen ihn heraus. Voller Inbrunst küßte Geert das Bild der heiligen Jungfrau, das an seinem Halse hing, und raste, trotz seiner Wunde, weiter ins Gefecht. Und wieder stürzte er. Diesmal zog ihn ein Bauer

unter dem sich wälzenden Gaul hervor und half ihm wieder in den Sattel: „So, Herr, nun reit wieder zu.“ Endlich siegte Geert. Christoph und sein schwerverwundeter Sohn Erich flohen nach Kiel.

Dem Grafen lag abermals ganz Dänemark zu Füßen. Klug aber beschied er sich, blieb maßvoll in dem zu Kiel geschlossenen Frieden.

Doch schon nach zwei Jahren kam es zu neuem Kriege: Prinz Otto, einer der Söhne Christophs, war aus der Verbannung nach Jütland gekommen, sammelte ein Heer und griff Gerhard, der ihm entgegengezogen war, bei Viborg an. Geert blieb Sieger, wie stets. Die Einmischung des deutschen Königs, Ludwigs, hatte kein Ergebnis.

Wenn ein außergewöhnlicher Mensch, ein Genie, seinen einsamen Weg geht durch die Massenherde der Menschen, findet er Hindernisse überall. Der Neid, das Zaunkönigsgeschrei, das Philistertum, die Engherzigkeit und Kleindenkungsart stemmen sich ihm entgegen. So auch erging es dem großen Grafen. Doch ehe ihn seine zahlreichen Feinde überrumpelten, kam er ihnen zuvor. In Eilmärschen brach er nach Jütland auf und — siegte wie immer.

In Randers stand unsichtbar der Tod vor Geert. Als er dort, nach kurzer Krankheit, sich wieder erheben wollte, stachen ihn nächtens gedungene dänische Meuchelmörder nieder.

Geerts Söhne, Heinrich der Eiserne und Klaus der Bauer, waren, wie ihr Vater, von großem Sinne. Den einen brachte sein Schwert, der Krieg, zu höchsten Ehren; den andern sein Pflug, der Friede.

1460 erlosch in Adolf dem Achten das geniale, kühne Haus der Schauenburger. Nie ohne Rührung lese ich über diesen letzten Großen seines Geschlechts. Er

war einer jener Männer, wie sie so selten über die Erde gehen, mit dem stillen Blick und dem stillen Lächeln: „Ich weiß, ich weiß ...“

Und dann traten die Oldenburger in die dänische und schleswig-holsteinische Geschichte ein; und traten ein mit „den smukke Christjern“.

Die Dithmarschen.

I.

Viel, sehr viel, und oft von ausgezeichneten Männern, ist über die Unabhängigkeitskämpfe der Schweiz geschrieben. Schiller hat gewissermaßen in seinem „Tell“ den Punkt gesetzt. Wer kennt die Dithmarschen?

Mit höchstem Mut, mit höchstem Allesdransetzen für ihr kleines Vaterland haben sich diese geschlagen. Wie die Schweizer waren sie von unbändiger Freiheitsliebe beseelt. Vaterlandsliebe ist unser Heiligstes. Wer nicht den Bratspieß und den Grütztopf vom Herde reißt dem eindringenden Feinde entgegen, ist nicht wert, verachtet zu werden.

Die Dithmarschen, dem großen Stamme der Friesen gehörend, sind sächsischen Ursprungs. Das ist jetzt unleugbar bewiesen. Es ist ergötzlich zu lesen, wie sehr, bis ins vorige Jahrhundert hinein, die Chronikerzähler und Geschichtschreiber sich abmühten, die Herkunft eines ritterlichen Geschlechtes oder eines Volkes abzuleiten. Vater Noah ist immer der erste. Aber auch von Odin, von Alexander, Hannibal, Cäsar sollen die Dithmarschen abstammen. Sie gehören zu denen, „die sich bald unter denen, so nach der Belagerung der Stadt Clusium die Römische Republik in ein Kapitolium eingeschrenket, finden

lassen"; „also daß die Dithmarschen unter den ältesten Völkern gewesen, wie solches aus dem Herodoto, so A. M. 3146 seine Historie angefangen, zu ersehen". Und was mehr des Unsinns ist.

Wie oben erwähnt: Unzweifelhaft sind die Dithmarschen, ein Zweig der Friesen, sächsischen Blutes. Mit den freien Nordfriesenbrüdern haben die freien Dithmarschenfriesenbrüder fast immer in Streit gelegen. Hier bildet die Eider die Grenze. Also hüben und drüben allerlei Feuerschein von abbrennenden Mühlen und Höfen. Stehlen von Vieh und Weibern. Unfehlbares Aufgehängtwerden der in der Rauferei Gefangenen.

Wahrscheinlich werden die Dithmarschen (Friesen) von der ostholsteinischen Küste durch die Slawen verdrängt sein. Am Baltischen Meer, von Preußen bis nach Kiel (die Grenze kann zollbreit nachgewiesen werden), saßen oder drängten und drangen allmählich vor: die Slawen. Aus Pommern hatten sie, Plön in Holstein gründend, ihren Götzen Prone dorthin mitgeschleppt. Nach der einzigen Beschreibung, die wir von diesem haben, muß er den Molochsöfen in Karthago nicht unähnlich gesehen haben. Vielleicht vor ihm besonders sind die treuherzigen Sachsen davongelaufen. Wer kann es wissen. Kurz, die Vertriebenen nisteten sich fest in Dithmarschen, einem Länneken zwischen Elbe und Eider. Ob sie diesem Landstrich den Namen gaben, ist nicht genau klarzulegen.

Zuerst ein Durcheinander: Wer regiert die Dithmarschen. Dann traten immer klarer die Stader Grafen als Besitzer Dithmarschens hervor, etwa bis Ende 1100. Die Stader Grafen, wechselnd verwandt mit den Ottonen, den Hohenstaufen, den Welfen, schickten ihre Statthalter hinüber. Aber hier schon zeigt sich der Dithmarscher: Wohl alle diese Grafenstellvertreter, die sich auch als eigene Herren dünken mochten, werden überfallen, verbrannt,

ermordet. Einmal droht Heinrich der Braunschweiger hinüber. Ja, er setzt sich auf große, breite Piratenböte, landet und schüttelt auf dem Außenelbdeich zornig die Mähne. Dann steigt er von ihm hinab in den Fettboden, und das übliche Morden, Brennen beginnt. Kaum aber ist der Löwe (der Löwe in Dithmarschen!) wieder verschwunden, um Bardewik den vernichtenden Tatzenschlag zu geben, erheben sich die Dithmarschen, würgen die Oberaufseher ab, schleifen die Zwingburgen, breiten die ungeheure Brust und rufen: „Nun lat em kamn."

Endlich verschwinden die Stader Grafen; es errichtet sich eine Republik, geleitet von den achtundvierzig Regenten. Aber das schlaue Auge eines Priesters, des Erzbischofs von Bremen, blinzelt und liebäugelt hinüber, und richtig: die Dithmarschen nennen sich nun: die Kirchenzollpfennigsteurer des Bremers. Nun fortwährendes Geldgewünsche von Bremen her, kluges Abschlagen, oder wenn nicht anders möglich, aufs äußerste Beschneidung des „Zollpfennigs". Den einen Vorteil hatten sie durch das „herzliche Verhältnis" mit dem Bremer: der Papst streichelte sie. Und rührend ist es zu verfolgen, wie durch Jahrhunderte die Dithmarschen in heiligster Verehrung dem Servus servorum Dei zugetan sind. Die Päpste dagegen, die Dithmarschen für halbe Walfische betrachtend in einem ungeheuer entfernten Moorlande, schützten sie. Sie waren die Nesthähnchen der heiligen Väter. Einmal, aus Dankbarkeit, sandten sie nach Rom ein Schiff (eins von ihren Bulldoggen) mit Butter, Speck, Korn, Heringen. Aber es versank im Biskayischen Meerbusen. Entzückt und betrübt zugleich, schickte ihnen als Gegengeschenk der Stellvertreter Christi achtundvierzig in Neapel verzierte Pardelfelle für die Regenten. Aber diese „Kattenfells" wurden nicht angezogen, wohl aber sorgsam verwahrt. Vom Papste holten sich die achtundvierzig Regenten ihre Bestätigung.

Und sie taten gut, den Heiligen Vater als ersten und einzigen Herrn anzuerkennen. Denn immer wieder hatten sie sich ihrer Haut zu wehren. Zwar mit den Stadern und anderen über die Elbe Angreifenden war's vorüber. Auch die freien Nordfriesen, die lieben Nachbarn jenseits der Eider, auch die Hamburger und Lübecker ließen sich in Schach halten. Aber, aber, der Erbfeind machte ihnen unaufhörlich zu schaffen: die holsteinischen Grafen, die holsteinische Ritterschaft, ganz Holstein und später die Könige von Dänemark.

Die Grafen von Holstein, die Alfe (Adolfe) aus der Schauenburgschen Sippe, mit ihren stählernen Helmen und stählernen Herzen, und die holsteinische Ritterschaft wurden rot wie geärgerte Truthähne, wenn die Rede auf die Dithmarschen kam: Wie, was? freie Bauern? Nicht unsere Leibeigenen? Und mit Ungestüm sich die eisernen Hüte auf die gelben Haare stülpend, die ihnen von den Jungen (Pagen) entgegengehaltenen Zweifäustler an sich reißend, den plumpen Hengsten die Hacken einsetzend, tummelten sie sich, „Sunte (Sankta) Maria“ schreiend, an der Grenze herum. Dann hinein! Aber gleich wieder hinaus! Denn die Dithmarschen, mit ihren Keulen und langgestielten Streitäxten, paßten auf. Wenn es auch den Herren gelang, eine Viehherde zu rauben, einen Hof anzustecken — ehe sie wieder auf ihrem Grund und Boden, waren sie schon von den Nachsetzenden überfallen. In der „Hamme“, diesem Hauptloch im Dithmarschen Sack, ist besonders oft gerauft worden. Hier suchten die Rittermäuse ins Korn zu kommen. In der Hamme liegen viele geknickte Federbüsche, viele zerbrochene Schwerter, viele zertretene Schilder: Viel hundert Ritter liegen hier, erschlagen von ihren Feinden. Über der Hamme stand fast beständig ein dunkelrot Wölklein, zusammengeballt aus dem zum Himmel dampfenden Blut. In der Hamme, am Oswaldustage 1404

fand eine besonders große Schlägerei statt. Der Schauenburger selbst, zwei oldenburgische Grafen (die Oldenburger, verwandt mit den Schauenburgern, fingen schon an, sich in Holstein zu schaffen zu machen), und über dreihundert holsteinische Ritter und gefällige Herren der Nachbarschaft verbluteten. Den Hunden und Füchsen zum Fraße leuchtete, nach der Plünderung, ihr weißes Fleisch in die Nacht. Da erschienen dreihundert Edelfrauen auf dem Schlachtfeld in weißen, nonnenmäßigen Hemden und suchten, suchten, suchten im Mondlicht, die Tiere verscheuchend, nach ihren Männern.

Einmal, aber nur dies eine Mal, kämpften die Holsten und Dithmarschen Schulter an Schulter: am Marien-Magdalenentag 1227 bei Bornhöved gegen die Dänen unter Waldemar dem Sieger.

Waldemar, lange gefangen gehalten vom Grafen von Schwerin, hatte während seiner Festsitzung alle möglichen Eide geschworen, um entlassen zu werden. Auch den: die Holsteiner zufrieden zu lassen. Endlich aus dem Turm wieder erlöst, ließ er sich sofort vom Papste der Eide entbinden, koppelte ein großes Heer zusammen und zog, unterwegs die Dithmarschen zwingend, ihm zu folgen, nach Holstein. Hier aber setzte sich der junge Alf der Vierte zu Pferde, verband sich mit den Lübeckern und einigen Herren nördlich der Elbe und rückte dem Sieger entgegen. Bei Bornhöved (in der Nähe Neumünsters) im Gau Faldera kam es zur Schlacht. Sie ist eine der folgenschwersten für Holstein gewesen, denn auf immer wurden die Dänen vom Holstenlande abgeschlagen.

Waldemar, der sprühende, glühende Waldemar, von Kopf bis zu den Hacken in schwarzes Eisen gehüllt, von dem nur die lange, flammendrote Feder und die goldenen Sporen abstachen, zwang seinen Friesenhengst von einem Flügel zum anderen und umgekehrt, in immer regem

Galopp: er suchte den Grafen. Er haßte ihn. Durch das Visier funkelten seine kleinen Schweinsaugen. Adolf hatte an dem heißen Tage Helm und Harnisch auf die Straße geworfen. Im himmelblauen Wams, am Goldgürtel das riesige Schwert, mit fliegenden, blonden Seidenlocken, suchte er den König. Die Schlacht stand am Mittag schlecht für die Holsten. Die Sonne stach ihnen zu sehr ins Gesicht. Da sprang der zwanzigjährige Graf von seiner Stute, hing den Purpurzaum um die Schulter und kniete: die heilige Jungfrau um den Sieg anflehend. Er versprach, im Falle des Gelingens, als Bettelmönch zu sterben. Und wirklich, die heilige Jungfrau erschien am Himmel, tat einige Schritte, bis sie die Sonne erreichte, und spannte dann ihren Mantel vor das Gestirn. Da stieg der Graf ermutigt in den Sattel, und wieder tobte die Schlacht. Zur selben Stunde aber kehrten die Dithmarschen Speer und Schild und traten zu den Holsten über. Graf Waldemar lag schwer verwundet unter seinem sich wälzenden Gaul. Die Dänen flohen.

1460 starb der letzte Schauenburger, Adolf der Achte. Er hatte noch einmal alle großen Eigenschaften seiner Vorfahren in sich vereinigt. Er heißt auch: „Der Ketzer“. Auf alle Fälle: er beugte sich nicht unter die Hofpfaffenpartei.

Dem großen Grafen-Herzog wird nachgesagt, daß er eine „sonderliche Fürliebe“ für Wald und Getier gehabt habe. Das kannte man in jener Zeit nicht. Es wird dem klugen, stillen Herzog ferner nachgesagt, daß er ein eigentümlich Lächeln an sich gehabt, namentlich „so er einen als Tummen“ erkannt oder über die krummen Wege seiner Gegner. Ein einziges solches Lächeln, da es auf einmal alle wohlgelegten Maschen zerstört habe, hat „ufrichtig entsetzet“. Sein Lieblingstier war die Eule. Als in seiner Sterbensnacht der Kauz um sein Schloß

geschrien, hat er zum letztenmal gelächelt. Und es ist ein Zeichen: während dieser Vogel noch heutigentages von vielen tausenden törichten Menschen verabscheut und gefürchtet wird, hat Adolf das herrliche Tier geliebt.

Kein Wunder: er kam mit den Dithmarschen gut aus. Und wenn er auch verzeihliche Rachegelüste, hatten sie ihm doch den Vater in der Hamme erschlagen, fühlte, es ist nie zum Streite gekommen.

Aber bald ward es anders. Adolf, der die entfernt verwandte Linie der Schauenburger in Pinneberg als Nullen durchschaut hatte, ließ — gar zu gern wünschten ihn die Dänen selbst zum König — seinen Neffen Christian, den Oldenburger, den Sohn seiner Schwester, krönen. Und auch, obgleich er sich nie bestimmt ausgesprochen hatte, war es ein Lieblingswunsch von ihm, Christian in die Erbfolge Schleswigs einzusetzen. Blieb doch auf diese Weise Schleswig-Holstein ungeteilt.

Christian der Erste, ein bildschöner, sechs Fuß großer, ritterlicher, tapferer Herr, dem nur jeglicher Sinn für Geld und Geldeswert („die bodenlose Tasche") fehlte, dachte in der Marschenfrage ganz anders als sein verstorbener Oheim. Daß sich dieser kleine Fleck Erde mit seinen Bauern ihm noch nicht unterworfen hatte, ärgerte ihn außerordentlich. Eine Anfrage zur Hilfe in dieser Angelegenheit bei der holsteinischen Ritterschaft fand natürlich das freudigste Gehör. Aber noch fehlte Christian die Belehnung Dithmarschens durch den deutschen König. Unter dem Vorwande, dem Papst zu huldigen, rüstete sich Christian zum Zuge dorthin. Alles ritt in reicher Pilgertracht. Das Geld war vom König, wie stets, von holsteinischen Edelleuten und Hamburger Großkaufleuten aufgebracht. In Rotenburg an der Tauber, dem eigentlichen Endziel des Königs, traf er mit dem römischen Kaiser zusammen. Dieser, von seinen nächsten Verwandten wenig

höflich „die ewige Nachtlampe“ genannt, schien mit seiner endlos langen Regierung das tausendjährige Reich begründen zu wollen. Christian spielte am Hofe in Rotenburg den Schwerenöter rechts, den Schwerenöter links. Die Damen waren entzückt, und — der deutsche König belehnte den Dänen mit Dithmarschen.

Nun sollte sofort mit Pauken und Trompeten der große Zug losgehen. Aber Schweden, ach, Schweden, ach, Schweden! machte dem Könige zu viele Sorgen. Er focht dort, persönlich immer vorweg: dafür schoß ihm ein Dalekarlier einen Pfeil ins Fleisch, ununterbrochen. Endlich, als der schöne Christian die Augen schließen wollte, übergab er die Ausführung seines Planes an seinen Sohn Hans. Inzwischen aber drohte der Papst nach dem Norden hin für seine Dithmarschen. Auch der Kaiser widerrief feierlich seine Belehnungsurkunde an Christian. Dem aber konnte sie nicht mehr zugestellt werden, denn er lag lang ausgestreckt auf seinem Paradebett. Der holsteinische Adel polterte: Papst und Kaiser wollen sich einmischen? Wer sind Papst und Kaiser? Und die Ritter machten auf ihren Gelagen unehrerbietige Gebärden nach Süden; dann schlugen sie die Eisenhandschuhe an die Schilde, daß es rasselte: der Bauer soll, er *soll* nun endlich uns den Steigbügel küssen. Auch König Hans wollte gleich, trotz Papst und Kaiser, den Kriegshelm um die ungeduldige Stirn pressen, aber er mußte warten, denn Schweden, ach, Schweden, ach, Schweden! verlangte seine fortwährende Anwesenheit.

Endlich, endlich in den allerletzten Tagen des fünfzehnten Jahrhunderts trafen die Dänen unter König Hans und seinem mehr als zwangig Jahre jüngeren Bruder Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein mit der holsteinischen Ritterschaft in Rendsburg kriegsbereit zusammen.

In den ersten Tagen des Februars 1500 setzte sich

der Zug in Bewegung. Glänzender, unvorsichtiger, leichtsinniger sind Menschen nie in den Krieg, in die Schlacht gezogen. Und beispiellos, in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder zu finden, war die Niederlage des Königs und des Adels. Freilich, und es muß hervorgehoben werden, die Dänen und Holsteiner fochten gegen feinen, scharfen Graupelregen, konnten, festgekeilt, auf dem einen Weg sich nicht ausbreiten und konnten nicht im Wasser kämpfen. Die Torheit des Angreifers kann das nicht entschuldigen, und die löwenartige Tapferkeit der paar sich verteidigenden Dithmarschen wird dadurch nicht geschmälert werden können.

II.

In Neumünster in Holstein war Ende des Januars 1500 König Hans von Dänemark eingetroffen. In seinem Gefolge ritten Schweden, Friesen (naürlich!), norwegische Bogenschützen, seeländische Ritter, jütische, hellgelb behaarte Bauern, laaländische Flachsköpfe. Von allen Seiten strömte ihm der holsteinische Adel zu, Großväter, Väter, Söhne, Enkel, Neffen, die gesamte Ritterschaft. Sie alle kamen mit glühendem Haß und lechzendem Rachedurst.

In diesem nordischblonden, blauäugigen Gemengsel stach Junker Slenz mit seiner „schwarzen Garde" eigentümlich ab. König Hans hatte diese in Sold genommen. Aus aller Herren Länder zusammengewürfelt, selbst Mohren und Kirgisen fügten sich in ihre Reihen, war sie der Schrecken Europas. Als sie aus Friesland über die Elbinseln nach Holstein einrückte, hätte Hamburg sie ersäufen können, wenn es die Schleusen hätte öffnen lassen. Aber Feigheit und die stille Freude, daß die schwarze Garde gegen die Dithmarschen, denen die freie Hansestadt (damals allerdings noch sehr nach den dänischen Königen sich umsehen müssend) heimlich das denkbar Böseste

wünschte aus begreiflichen Gründen, hatte diese Stunde versäumt.

Trotz der harten Winterzeit hatte der König auf dem Marktplatze sein purpurnes Zelt aufschlagen lassen. Auf herrlichen, in altgriechischer Kunst getriebenen Dreifüßen brannte die wärmende Kohle; aus dem Zelteingang zog wie aus Bauerhaustüren der Rauch: die Schönheit des Südens mit der Barbarei des Nordens in wunderbarer Vereinigung.

Vor dem Zelt hielten zwei riesige Äthiopier die Wache. Sie streckten die Hellebarden, als Junker Slenz, der sieben Fuß rheinisch maß, der längste Mann der Erde, sich bückend, in den Eingang bog, um dem König, der ihn hatte zu sich entbieten lassen, Meldung und Bericht zu erstatten.

Als diese Posten wieder die Spieße streckten beim Fortgang des Gardenführers, ließ sich die Nacht auf den kleinen holsteinischen Flecken nieder. Im Zelte verbreiteten blaue Ampeln ihr Helldunkel. Carsten Holm, der Verräter seiner Landsleute, der Dithmarschen, stand mit scheuer Stirn vor König Hans. „Daß dir die Hand verdorre, hast du den richtigen Weg uns gezeigt,“ schrie ihn der König an und spie aus. Aber dann hörte er finster, ohne sein Gegenüber weiter durch Unterbrechungen zu stören, dessen Vorschläge zum leichtesten und schnellsten Niederwerfen der Dithmarschen, zu den besten Wegen im Einbruch in die Marschen.

Als Carsten Holm in die dunkle, windgeschüttelte Nacht hinaustrat, fiel ein Trugstern. Dem Verräter war, als schösse, sich überschlagend, eine Lichtgestalt aus dem Himmel in die bodenlose Tiefe. Und Carsten Holm legte die Stirn an seinen Ärmel, und jeder Herzschlag hämmerte ihm vor: Verräter deines Vaterlandes.

Am anderen Morgen brachen die Truppen auf.

War's zu einem Feste? Als wenn ein großer Farbenkasten, alle Schattierungen enthaltend, lebendig geworden sei, so mischte sich's kurz vor dem Abmarsch durcheinander. Vorneweg marschierte die schwarze Garde. Die ungeschlachten Landsknechtstrommeln plumperten unaufhörlich. An der Spitze schritt, scheuen Blickes, Carsten Holm, um den richtigen Weg zu zeigen. Zwei Speerträger begleiteten ihn rechts und links, um ihn niederzustoßen, wenn der Verräter ein Verräter sei; wer kann einem Verräter trauen?

General Slenz, der lange Kölner Junker, der Anführer der Garde, hatte seiner Langaufgeschossenheit wegen nie ein Pferd besteigen können. Seine Füße hätten die Erde berührt. Um aber nicht immer den Apostelfuß setzen zu müssen, hatte er sich eine sinnreiche Einrichtung zur bequemen Fortschaffung seines Körpers erdacht: Eine offene Kiste ruhte auf kleinen, höchstens vier Zoll hohen Rollen (Rädern ohne Speichen). Zwei derbe Bauernpferde zogen sie. In dieser Kiste lehnte, mit dem Rücken an der Hinterwand, sie von den Hüften an aufwärts überragend, der Junker. Er hatte die Arme gekreuzt. Der Wind wehte ihm oft die knallrote Feder des breitkrämpigen, umgekehrt suppentellerförmigen Eisenhutes über den schwarzen, dünnen Schnurrbart. Erst beim Einrücken ins Gefecht pflegte er sein sonderbares Gefährt zu verlassen.

Nach der Garde folgten schwerfällig die „Stücke“. Einzelne trugen Namen: die Laus, der Freßsack, Bruder des Donners, de gele Antje (die gelbe Anna), der Spucker, Ich tau den Schnee, der Blutlecker.

Nun der König! Er saß auf einem milchweißen, mit purpurnen Decken behangenen, tänzelnden schwedischen Hengst. Statt des Harnisches und der Schienen steckte er in dichten Zobelpelzen. Wie die alten Seekönige hatte er sein Haupt

vermummt in Otternfelle. Ein Fuchsschweif fiel ihm in den Nacken. Aus der Umhüllung drängte sich sein roter Bart und schob sich bis an die tiefblauen Augen. Neben ihm, auf einem Esel, ritt der Abt des Klosters Neumünster, Probus. Sein feistes Gesicht blickte unter der Kutte ärgerlich und listig zugleich, fortwährend schielend auf den hohen Dänen.

Hinter beiden trabte der Narr der Majestät, Pus Pinkfos. Auch er hatte dem kalten Tage Rechnung tragen müssen in seiner Gewandung. Nur ein grasgrünes Ohr der Kappe, mit einem Schellchen oben, zeigte sich, klingelnd, nach vorn und hinten fallend. Der Narr äffte dem Abt nach, zur großen Belustigung aller, die es sahen. Selbst König Hans lachte einmal in sich hinein.

Dann prunkte die Ritterschaft heran, vorne die schleswig-holsteinische; so hatte sie es sich ausbedungen. Auch sie war in edlen Pelzen, statt im Panzer. Nur die langen, breiten Schwerter waren umgegürtet. Die goldenen Halsketten, die sie trug, zeigten an, daß sie zu einem Siegeszuge, zu einem Feste ritt.

Endlich folgten die Söldner zu Fuß und eine unabsehbare Reihe von Wagen. Einige von diesen enthielten die wertvollen Tafelgeschirre des Königs und des Adels; weitaus die meisten aber fuhren leer, galt es doch, die unermeßliche Beute wegzuschaffen. Sie waren von Juden umlungert, denn gleich an Ort und Stelle sollte von dem Geplünderten verkauft werden, was verkauft werden konnte.

Träge, dicke Schneewolken verwehrten der Sonne den Durchblick. Der Wind hatte seine Posaunen abgesetzt. Der Tag wechselte zwischen Frost und Wärme.

In Meldorf glaubte der Zug den Feind in Schanzen zu finden. Aber er zeigte sich hier nicht. Ohne Bedenken ließ der König die in der Stadt Gebliebenen, Greise, Frauen, Kinder, niedermachen. Er meinte durch diese

Tat die Dithmarschen einzuschüchtern, daß sie sich nun bedingungslos ihm unterwerfen würden. Er hatte sich geirrt.

Die Dannebrogsfahne, die einst ein Engel dem gegen die Heiden kämpfenden Waldemar in großer Notstunde aus dem Himmel in die Arme geworfen hatte, wehte vom Kirchturm. Der König saß nachts allein in seinem Zelt. Er hatte die Stirn in die Linke gestützt und sah finster vor sich hin. Plötzlich riß er den vor ihm auf einer Trommel stehenden Goldpokal an sich und trank ihn leer. Dann erhob er sich und schob den Eingangsvorhang mit der Rechten auseinander. Die beiden Mohren streckten die Lanzen. Auf den schwarzen, glänzenden Gesichtern lag der Widerschein der ringsum leuchtenden Feuer.

Aus der Nacht tauchte vor der Majestät eine gebückte Gestalt auf, der neunzigjährige Marschall und Bannerträger Johann Ahlefeldt. Er stützte sich auf zwei zarte Jungen (Pagen); den alten Schneemann umrankten die Rosen. Der Ritter stellte dem Oldenburger vor, daß er erst tüchtiges Frostwetter abwarten möge vor dem Weiterzug, er kenne die Marschwege nicht. Aber der König schlug den Rat mürrisch aus.

Und die Nacht verschlang wieder den Greis und die Knaben. Der Dänenherr trat ins Innere zurück und warf sich auf die Bärenfelle zum Schlaf. Er befahl, die Ampeln zu löschen.

Am nächstfolgenden Morgen, Carsten Holm wieder an der Spitze, zog das Heer auf Heide zu.

Völliges Tauwetter war eingetreten. Feiner Staubschnee belästigte. Der Wind blies aus Südwest, die schweren Füße von Mensch und Tier stapften schon mühselig genug auf dem immer weicher und grundloser werdenden Weg. Hufe und Sohlen schleppten ganze Schollen mit sich weg.

* * *

Indessen waren die Dithmarschen nicht müßig gewesen. Die furchtbare Gefahr, die ihnen drohte, erkennend, traten zu verschiedenen Malen die achtundvierzig Regenten in Heide auf dem Marktplatz zur Beratschlagung zusammen. Einige äußerten sich dahin, daß alles Volk, bis die Kriegswolke verflogen, sich nach der (damals noch) Insel Büsum zurückziehen sollte, gleichsam nach dem „Salamis" der Marschen. Aber der Vorschlag wurde verworfen, und mit Mehrstimmigkeit einigte man sich dahin, das Vaterland und die Freiheit bis in den Tod zu verteidigen. Ja, kein Weib selbst blieb zurück, ohne dies zu geloben.

Einmal noch in dieser Zeit hatte König Hans einen Vermittler nach Heide gesandt, den dicken siebzigjährigen Ritter Detlev Bockwoldt (Buchwaldt). Wer kannte Detlev Bockwoldt nicht? Die ganze Welt ihn; er die ganze Welt. Überall war er hochgehalten wegen seiner Klugheit und wegen seines guten Herzens; auch sein Trinkenkönnen, und in jener Zeit gehörte etwas dazu, sich darin auszuzeichnen, wurde überall gepriesen. Die Dithmarschen nahmen seine Vermittelung nicht an. Bevor er den Rückweg antrat, hatten ihn die Regenten zum Gelage gebeten. Auf diesem soff er die ganze erlauchte Republik unter den Tisch. Als die Morgensonne in den Saal lugte, ließ er sich vom Ratskellermeister zum Schluß den Helm mit gutem Rheinwein einschenken und trank ihn aus in einem einzigen langen Schluck. Dann stülpte er den feuchten und noch tropfenden Helm auf die Locken, lachte den Schenken an: „Das frischt die warme Stirn," und ritt lachend davon.

Nur ein kleiner Trupp von dreihundert Mann marschierte am folgenden Tage von Heide aus und warf in der Nacht in der Nähe des Dorfes Hemmingstedt quer über die Hauptstraße eine Schanze auf. In diese, so daß sie den Weg bestreichen konnten, stellten sie zwei Feldschlangen. Die Dreihundert wurden angeführt von

Wulf Isebrand, der an Körper so lang war wie Junker Slenz.

Mit der geringen Schar hat die schöne Telsche aus Hohenwörden den Marsch gemacht. Sie hatte für den Fall des Sieges und der Befreiung ihres Vaterlandes ewige Keuschheit geschworen.

Auch einige unerschrockene Priester hatten sich hier nachts eingefunden. Sie entflammten durch ihre Reden den Mut der Handvoll Menschen. Der heiligen Jungfrau wurde im Errettungsfalle ein Kloster gelobt.

Der Morgen dämmerte heran. Auf der Krone der Schanze stand die schöne Telsche. Sie hatte die Arme zum Himmel gebreitet und betete inbrünstig. In der Rechten hielt sie ein kurzes Schwert, in der Linken eine weiße seidene Fahne, in die die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben hineingestickt war.

Dreißigtausend rückten gegen die Dreihundert an. Es wurde Mittag, ehe auf beiden Seiten das Feldgeschrei ertönte: „Hilf, sunte (sankta) Maria . . .“

. . . und da jagte Henning Rullwagen, der als Kundschafter ausgeschickt war, so gut sein Pferd fortkommen konnte, von Süden her in die Schanze: „Sie kommen!“ Kein Ruf erklang, kein Hurra, aber in Stiel und Griff verwuchs die Faust. Bald hörte jeder die ungeschlachten Landsknechtstrommeln heranpumpern.

Zum Perlschnee hatte sich feiner Regen gesellt. Der Wind, noch immer Südwest, schlug schneller die Schwingen.

Junker Slenz lehnte noch in seiner Kiste. In langer, schmaler Linie, dicht aufeinander folgend, nahte der König mit den Rittern.

Wenn sie nur ihre Ohren und Augen gebraucht hätten, die Heranrückenden. Aber nicht einmal eine Spitze hatten sie vorgetrieben. Von Seitenläufern konnte die

Rede freilich nicht sein, denn rechts und links des matschigen Weges waren die Felder so sehr aufgeweicht, daß kaum der einsinkende Fuß, besonders eines mit den örtlichen Verhältnissen nicht Vertrauten, sich wieder aus dem Schlick befreien konnte.

Schnee und Regen fielen dichter.

Da lösten sich die Feldschlangen in der Schanze und sandten ihre eisernen Kugeln in die vorderen Reihen der Angreifer, daß diese stutzig wurden. Junker Slenz entstieg der Kiste, schritt mit langen Riesenschritten an den Kopf des Zuges und rief in die Schanze, mit der Faust drohend, in seinem Kölner Platt: „Wahr di Buer, de Gard de kummt." Umgehend wurde ihm die Antwort aus den Geschützen gesandt. Und wieder stutzten die Vordersten und wollten nicht weiter, und die Nachfolgenden, den Vorgang vorn nicht ahnend, drängten und drängten. Junker Slenz sah schon jetzt das Verderben, wenn nicht sofort eine Wendung herbeigeführt wurde. Er schrie, und die Nadeln eines Tännleins, das hier wunderbarerweise im fetten Marschboden vereinsamt stand, fielen vor Schreck auf die Erde: „Die Faschinen in die Gräben!" Und mit großer Emsigkeit wurden die für den Fall vorgesehenen Reisigbündel in die Gräben geworfen. Nun konnte sich die Garde ausbreiten. Aber, o weh, sie blieb im Morast stecken.

In diesem Augenblick geschah das Unerhörte: der Wind drehte sich aus Südwest nach Nordwest, und Hagel, Schnee und Regen kam den Angreifenden ins Gesicht.

Jeder Küstenbewohner der Nordsee, die Marschen, die Inseln kennen das Wort: Nordwest nach Südwest bei Flutzeit. Die ungeheuren Wassermassen aus dem Kanal, aus dem Ozean stauen gewissermaßen, dreht sich der Wind nach Nordwest. Und dann fanden die Überschwemmungen statt, die viele Tausende ins Wasser rissen. Freilich, damals waren es Sommerdeiche.

Während sonst ängstlich alle Augen auf die Festigkeit der Schleusen gerichtet waren — heute am schlimmen Februartag 1500 heißt es überall: „Die Schleusen auf!" Wie eine Ahnung ist's: Die Unserigen stehen im Kampfe, ersäuft den Feind.

Und nun quoll sie ins Land hinein, die Flut; und stieg und stieg und setzte alles unter Wasser. Auch um die Schanze herum stieg es. Schon stehen die Garden bis ans Knie in der schwarzen, trägen, unmerklich steigenden, unheimlichen Welle.

Den Verteidigern tut sie nichts an; sie verstehen ihre Springstöcke zu gebrauchen.

Telsche mit Fahne und Schwert und Wulf Isebrandt voran, machen die Dreihundert einen Ausfall — und müssen zurück.

Junker Slenz prahlt wie Goliath einst: „Komm heran, wer den Mut hat." Der starke Reimer von Wimerstedt, der einen vollbesackten Kornwagen mit den Schultern hebt, stürmt aus dem Schutz der Schanze. Sein langer Speer mit dem Widerhaken greift in die Halsberge des Junkers. Der stürzt, daß hochauf das Wasser spritzt. Reimer stellt seinen Fuß auf ihn und stößt ihm das kurze, rasch von der Seite gerissene Schwert ins Herz.

Und wieder prallen die Dreihundert vor. Wulf Isebrandt und die schöne Telsche abermals voran. Einen in der Mitte umfaßten Windelbaum wie eine Gerte über sich kreisend, ruft er: „Wahr di Gard, de Buer de kummt!" Jetzt müssen sie nicht mehr zurück. Sie reißen alles unter sich in die Feuchte. Das schwarze Gewässer mengt sich schon mit dem Blut. Der noch auf der Straße stehende Teil der Garde macht kehrt; der Troß, die Söldner hinten, drängen, nicht wissend, was das Halt bedeutet, immer stärker. In der Mitte sind der König und die Ritter eingeklemmt. Als diese ihre Lage erkennen,

wollen sie über die Gräben setzen. Unmöglich, Keil in Keil, sie sind verfitzt. Die Faust, so ineinander sind sie, kann nicht ans Schwert. Sie erdrücken sich gegenseitig. Die Pferde werden scheu. Und der Brodem, der dampfende Schweiß der Hengste, der Hagel, der Regen, der Schnee. In eine Wolke ist alles gehüllt.

Wulf Isebrandt schreit, als die Garde am Boden liegt: „Schlagt die Pferde, schont die Ritter." Bald aber: „Schlagt die Ritter, schont die Pferde."

Und von den gegenüberliegenden Grabenrändern her reißen die Dithmarschen mit ihren langen Haken die Edelleute zu sich, treten sie ins Wasser und trampeln sie tot.

Wo ist der König? Endlich, endlich hat er sich frei gemacht. Er will untergehen. Die Schmach will er nicht überleben. Schon setzt er die goldenen Zinken seinem Schlachthengst in die Weichen, um mit ungeheurem Sprunge über den Graben zu kommen, da ereilt ihn ein Schlag auf den Hinterkopf. Pus Pinkfos schlug ihn. Den Ohnmächtigen nimmt er vorn auf sein Pferd. Es gelingt ihm mit unsäglicher Mühe, durch die sich ineinander gefahrenen Wagen zu entkommen. Er hat den König gerettet.

Die güldenen Sporen liegen im Morast. Und es ist alles ein Schlamm, aus Blut, Schweiß, Schmutz, Knochen, Schnee, Regen, Lehm gemengt. Die Dithmarschen würgen nur noch . . . was ihre eisennägelbeschlagenen Schuhe nicht tottreten, erwürgen sie mit den umklammernden Fäusten. Die schleswig-holsteinische Ritterschaft ist erstickt, ertrunken.

Die schöne Telsche ist unter den Würgern. Rechts hält sie noch das kurze Schwert, links das Banner. Nun steht sie über dem jungen Pagen Gosche (Gottfried) Doberstorff, dem das blonde Gelock schon klebt im Blut und im Schlamm. Seine Augen schauen entsetzt in die ihren. Aber Telsche kennt heute kein Erbarmen; sie hat

ewige Keuschheit geschworen. Das Schwert wegwerfend, reißt sie ihm das samtene Wams vom Halse und stößt mit wuchtigstem Stoße die weißseidene Fahne mit dem Muttergottesbilde dem Knaben durch die Brust, daß sie, flatternd, feststeht wie in einer Mauer.

Die Beute des Sieges ist unermeßlich. Die goldenen Halsketten der Adligen legen die Dithmarschen ihren Hofhunden an. Den eroberten Dannebrog hängen sie in der Kirche zu Wöhrden zu ewigem Gedächtnis auf.

* * *

Der schleswig-holsteinische Adel schien vernichtet zu sein. Einige Geschlechter waren auf dem Schlachtfelde ausgestorben. Die Listen über die gefallenen Edelleute stimmen nicht ganz überein. Eine vor nicht langer Zeit gefundene Chronik, dessen Verfasser wahrscheinlich selbst mitgekämpft, jedenfalls die meisten der Erschlagenen gekannt hat, gibt eine Reihe von Namen an, denen er die augenscheinlich unter den Standesgenossen und im Volke übliche Nebenbemerkung beigefügt hat. Freilich, freilich, die so gern gelesenen und auch sonst so beliebten Worte: „Rittergutsbesitzer“ und „von“ kannte jene Zeit noch nicht. Schade, schade.

* * *

Detlev Tynen to walstorp. De hett Koning Christjern gedräuet vnde verwegert vnnde deme Koning alle truwe vnde Manschop upgesecht vnnde afgesecht. Got Genade.

Clawes Tynen, Skokular, dat is: De Hinkende. De buern hebben em een Been, een Arm, een Og affschlagen in de erschreckliche Schlacht bi Hemmingstedt. Is nu dot. Ridder Gott gnade

Wittekopp Wohnsfleth, schackens sone, tho Ornum vnde Messunde. Ridder.

Dethlev Wohnsfleth, de hett sin broder Henneke ersteken tho Bononia, dat is: Bolognia. Godt Gnade.

Wulff Wohnsfleth tho Ostergaarde. Ridder. De Fleutenspeler.

Christorp Meinstorpe tho Meinstorp. Ridder. He wasde leste van sine Geschlechte. Gad gnade vnde deme himelscher vader Befahlen vnnde unse lewe frouwen. Bedet for ehm.

Benedictus Pogwisch, miles.

Dethlev Pogwisch de ander, Henninges sone, tho rikelesdorpe, Knape.

Clawes Pogwisch, sub nomine: De gele Düwel (Der gelbe Teufel*), schackes sone, tho farve. Ridder. Got Gnade.

Hinrich Bokwoldt to wensine, Ridder.

Caspar Bokwoldt to rögen, Hennekes sone. Ridder. Hövetmann bi den Landesknechten. Sub nomine: De Gude.

Schacke Rugmohr, oves sone, to Geltingen. Ridder.

Kaie Rugmohr, en jung fin Junker mit gele Lukken. Vertein jare. Gott Gnade.

Hans Blome mit deme Zinke (große Nase?) tho doberßtorpe, Ridder. Gadt Genade.

Sivert Brocktorp, Ridder, so dene duchtigen, wollgepohren Fursten Rumpolt in Roma ersteken; se weren vull wines. Gott gnade.

---

*) Von diesem stammen: Goethes Schwiegertochter Ottilie und ihre Schwester Ulrike, Priorin des adligen Klosters zu Sankt Johann vor Schleswig. Sie waren die letzten Glieder des altadligen, mächtigen und berühmten Geschlechtes der Pogwisch. Mehr als einmal hat es frondiert. Der Olympier und die große Bauernschlacht. Der Olympier und de gele Düwel!

Dethlev Sehestedt tho Sehestedt, Clawes sone, Ridder.
Breide van der Wisch, Knape, mit de Dern ut Hispania.
Wulff van der Wisch, Ridder, gebrödern.
Benedictus Qualen to Knope, Ridder, mit de Muusplacken.
Ove Rantzow, Ridder tho rastorp, sub nomine: Apollon,
de Grekenkoning.
Clawes Reventlou thor Haseldorp, de Astrologe, Ritter,
Ottens sone, Gadt Genade.

usw.

In nomine Domini. Amen.

Der letzte Gruß.

Lieber Doktor!

Meine Frau ist so abscheulich gewesen, auf acht Tage meine Schwiegermutter mir vorzuziehen; ich bin Strohwitwer. Kommen Sie, wenn irgend möglich, heute abend zu mir zum Essen. Keine Widerrede. Ich muß außerdem mir eine Geschichte vom Herzen wälzen, an die ich seit Jahren nicht dachte, und die heute durch ein paar Hebbelsche Strophen mir dermaßen wieder vor die Seele gerückt ist, daß ich mich durch ihre Erzählung frei machen muß. Sie kennen mich ja.

Übrigens sind auch die ersten Metzer Spargel angekommen.

Ihr ergebenster

Fehrs.

War das wieder ein Schlußunsinn. Hebbel und Spargel. Trotz unserer jahrelangen Bekanntschaft blieb mir mein Freund, der Kommerzienrat Fehrs, ein Rätsel.

* * *

Das Diner war, wie immer, vortrefflich gewesen. Bald hatten wir uns ins Rauchzimmer zurückgezogen.

Kennen Sie von Hebbel ein Gedicht, begann der Kommerzienrat: Letzter Gruß? Ich hatte es bisher nicht beachtet. Die beiden letzten Strophen lauten:

Immer lächelnd, immer freundlich,
Und erst in dem letzten Schmerz
Preßte sie, zusammensinkend,
Ihre Hand aufs arme Herz.
Ach, ihr Herz war wie ein Siegel:
Erst, als es gebrochen war,
Wurde mir sein schaurig-süßes,
Himmlisches Geheimnis klar.

Sie erschütterten mich so, daß ich das Buch aus der Hand legen mußte. Die Erinnerung an ein Ereignis in meinen jungen Jahren zog wie eine dunkle Wolke mit großer Schnelle zu mir her. Und nun hören Sie:

* * *

Mein Vater, ein wohlhabender Kaufmann in Kiel, peinlich genau und herrschsüchtig, hatte mich, den einzigen Sohn, zu seinem Nachfolger bestimmt. Ich hatte nicht die geringste Neigung zum Handelsfach. Meine flehentlichen Bitten, mich einen anderen Beruf wählen zu lassen, halfen nichts. Nur das ertrotzte ich nach meiner Abgangsprüfung, ein Jahr in Heidelberg mich aufhalten zu dürfen. Das frische Studentenleben war mir wohltuend nach der väterlichen Zucht, ich war fleißig in meinen Arbeiten. Da traf nach Ablauf des Jahres der Befehl meines Vaters ein, unverzüglich mich nach Hamburg zu begeben, um dort im Bankhaus von C. F. Möller eine Gehilfenstelle anzutreten. Mit erregtem Herzen reiste ich ab, meldete mich in Hamburg bei meinem Chef, und ver-

suchte, mich in das ganz neue Geschäft zu fügen. Wie schwer es mir wurde, brauche ich kaum zu erwähnen. Die Buchhalter, die Kommis, die Lehrlinge waren mir zuwider. Aber allmählich gewöhnte ich mich an meine neue Stellung. Ich fand hier und da unter meinen Mitarbeitern einen feinen, gebildeten Menschen. Besonders einer wurde mein Freund: Gustav hatte wie ich eine Universität besucht. Das war an sich schon ein Bindemittel. Nicht gerade zu meinem Vorteil hatte ich mich ihm angeschlossen: wild, zügellos, gierig nach Genuß, suchte er in mir die Moral zum Wachsen zu bringen: Wir sind nur einmal jung, deshalb wollen wir genießen.

Fast täglich, in den Abendstunden, machte er Entdeckungsreisen, wie er es nannte; er zog dann in kleinen das Tageslicht scheuenden Kneipen umher. Es ist überraschend, sagte er mir, was für gutes Ale, welche hübschen Mädchen ich zuweilen finde. Besonders der Hafen war seine Gegend, wo er auf „Entdeckungen“ ausging.

Eines Morgens trat er hastig auf mich zu: „Alle Wetter, Fritz, gestern habe ich etwas gefunden; heute abend mußt du mit.“

„Was denn, Gustav, eine gute Bierquelle?“

„Nein, ein Mädchen; nein, zwei Mädchen; nein doch, Mutter und Tochter. Beide sehen gleich jung aus. Die Mutter kann nicht älter als fünfunddreißig sein, die Tochter noch nicht siebzehn Jahre.“

„Wo denn, Gustav?“

„In irgend einer der verdammten kleinen Straßen am Hafen, Enkholz, glaube ich. Himmel, saß da eine Gesellschaft zusammen. Kapitäne, Steuerleute, verkappte Polizisten, mancher auch mit anständigem Gesicht. Junges Mädchenvolk ging aus und ein. Eine alte Kupplerin war auch dazwischen, ein wahres Scheusal. Sie unterhandelte fast den ganzen Abend mit einem blassen, gutgekleideten

jungen Herrn ... Und ein Gelächter, Gesinge, Gesaufe. Aber guter Stoff. Revolver brauchen wir nicht mitzubringen. Kommst du also mit, heute abend?"

„Ja."

„Gut, um sieben hole ich dich ab."

Und abends um sieben Uhr waren wir auf dem Wege nach der Kneipe. Es war Mitte April. Eine wunderbare, weiche Regenstimmung lag im Westen. Wir knöpften unsere Sommerüberzieher auf, weil es zu warm wurde. Vom Michaelisplatz bogen wir südlich ab und verloren uns bald in engen, schmutzigen Straßen.

„Wie lange denn noch, Gustav?"

„In zwei, drei Minuten sind wir da. Laß dich nicht durch dieses Schmierviertel abschrecken, es wird wieder besser."

Und es wurde auch bald „besser". Breitere Straßen, Plätze, und — „Hier," sagte Gustav rasch, „folge mir." Es schien mir nicht außergewöhnlich, daß wir einen gut erhaltenen Torweg durchgingen. Plötzlich standen wir auf einem engen Hofe. Aus den Fenstern zu ebener Erde links drang Kreischen und Lachen zu uns.

„Hast du Angst, Fritz?"

„Dummes Zeug, vorwärts."

Und dann waren wir mitten in der wüsten Gesellschaft, die, ohne auf uns zu achten, weiter lärmte und trank. Es war der Wirtin Geburtstag, und wir wurden von dieser, einer noch auffallend schönen, jungen Frau, eingeladen, ihn mit zu feiern. Als Gustav und ich eine Bowle bestellt hatten, setzten wir uns, wo wir Platz fanden. Allerdings, Gustav hatte recht gehabt, es war eine merkwürdige Zusammensetzung: Ein einäugiger, hagerer Greis sang Lieder zur Zither; oft sang er allein, oft, namentlich im Kehrreim, begleiteten ihn alle. Er saß zwischen zwei Mädchen, die ihn am Barte zupften; er

verteidigte sich, indem er die linke Hand plötzlich von den Saiten riß und ihre Finger schlug; dadurch entstanden schreckliche Mißtöne; der Greis aber ließ sich nicht irre machen: mit großer Sicherheit fiel er jedesmal wieder ein. Mir gegenüber, im Sofa, saß kerzengerade ein bildhübscher, junger Mensch, der ab und zu mit finsterem Blick auf eine neben ihm sitzende „Dame", die ihn zärtlich beobachtete, hinunter sah; er war völlig betrunken. Plötzlich fing er an mich anzustieren, dann, mit einem Ruck sich erhebend, daß die Gläser klangen, sprang er auf, machte mir eine tiefe Verbeugung und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Graf Henneberg." In das Sofa zurückfallend, stierte er wieder, in kerzengerader Haltung, vor sich hin. Die alte Vettel war auch da; sie sprach eifrig einem blutjungen, schwarzäugigen Mädchen, das den Kopf gesenkt hatte, zu. Dann waren anwesend Kapitäne und junge Kaufleute, Gott weiß, wer alles, zwischendurch immer, in bunter Reihe, kauerten und lachten und schrien und tranken die Weiber; manches junge Gesicht unter ihnen, aber auch alte, verschminkte, oft traurig und elend aussehende.

Ich sah mich nach meinem Freunde um; ja, wo war denn Gustav? Ich suchte ihn vergebens im Kreise. Da drang ein furchtbarer Schrei aus den hinteren Zimmern zu uns, wie von einem Tier, das einen plötzlichen Schmerz empfand. Und in demselben Augenblick zeigte sich auch in der Tür aus der Nebenstube ein wildes Mädchenangesicht. Die kurzen, schwarzen Indianerhaare lagen wie dunkle Blumen um die Stirn, grüne Augen blitzten zu uns hinüber; an den sinnlich feuchten Lippen saß Blut. Ich stand wie gelähmt.

„Wat wär dor los? Wat is?" rief die Wirtin.

„Nix, Mudder; ich hev em man blots den Finger afbieten; he wull mi ni loslaten."

Mutter und Tochter, auffallend sich ähnlich, standen sich gegenüber.

„Wat, du verdammte Dirn, wat häst du dahn? De Gäst wist du mi herutsmiten. Keen Wien, keen Beer ward mehr drunken“ — und hageldicht fielen die Hiebe der Mutter auf ihre Tochter, die ihren Nacken willig bog.

„Genug, genug,“ rief ich und riß das Mädchen weg zu mir, „noch ein Schlag, Madame, und ich hole die Polizei.“

Ein sinnbetäubendes Bravo erschallte. Und die Mutter? Nun, die Mutter lachte laut, nahm ein Glas und schrie: „Der junge Herr soll leben!“

Das Mädchen stand noch hinter mir, ich hatte mit meiner linken Hand ihre Rechte umkrampft. Sie sah mich mit großen, entsetzten Augen an. Die Brust hob und senkte sich stürmisch.

„Wische dir das Blut vom Munde, Mädchen,“ sagte ich rauh. Sie tat es mit der Linken, zuckend, zitternd, mich immer scheu ansehend, starr, finster, trostlos.

Ein tiefes Mitleid regte sich in mir. Aber, zum Kuckuck, ich hatte vergessen, nach meinem Freunde zu suchen. War er es gewesen, der eben so markerschütternd geschrien? Ich stürzte ins Nebengemach. Da lag er, ohnmächtig. Die linke Hand war blutüberströmt. Ich untersuchte sofort. Der Zeigefinger war nicht abgebissen; aber bis auf den Knochen frei, hing er nur eben an der Hand.

Es hat lange Zeit gedauert, bis mein Freund geheilt war. Eine Lehre ist es ihm denn doch gewesen.

Als ich die Wirtschaft mit meinem schwerverwundeten Begleiter verließ, um in einer Droschke zum nächsten Arzt zu fahren, huschte die junge Tochter mit den Eidechsenaugen zu mir in die Haustür: „Kommen Sie morgen abend wieder.“

* * *

Ich schlief die Nacht schlecht. Die wüstesten Bilder und Träume schreckten mich aus den Kissen. „Kommen Sie morgen abend wieder.“ Wer hatte denn das gesagt? Und ich schlief wieder ein. „Kommen Sie morgen abend wieder“ — ich wachte; flüsterte, raunte es mir eben wieder ins Ohr? Hastig, ängstlich, gepreßt, wie eine Rettung suchend? fühlte ich wieder in nur sekundenlanger Berührung eine junge Mädchenbrust an meiner Schulter?

„Kommen Sie morgen abend wieder.“ Ich sprang aus dem Bett: Den Teufel werde ich tun. Ich konnte nicht länger schlafen. Wie widerwärtig, wie ekelhaft war das Blut an den jungen, vollen Lippen gewesen. Aber den ganzen Tag mußte ich an das Mädchen denken. Ein starkes Mitleid für das arme Ding lagerte sich breit in meinem Herzen, und — am Abend war ich in der Kneipe.

Es saßen nur zwei ältere Herren im Sofa, die, soviel ich mich erinnern konnte, gestern nicht in unserer Gesellschaft gewesen waren. Die Wirtin mußte mein Eintreten gehört haben. Sie erschien bald, mit herunterhängenden Haaren, gut angezogen, flink, jugendlich aussehend. Lachend trat sie zu mir, ohne Verwunderung, mich wieder in ihrem Restaurant zu sehen. Sie renommierte wie ein Mann: „Haben Sie keinen Kater, junger Herr? Ich habe solche Kopfweh heute; wir saßen noch bis fünf Uhr morgens auf, wir waren alle tüchtig betrunken. Hanne schläft noch.“ Aber Hanne schlief nicht, denn die Tür öffnete sich, und in der Öffnung zeigte sich das Mädel, in einem schwarzwollenen, bis zum Halse reichenden Kleide. Als sie mich sah, floß eine Purpurwelle über ihr Gesicht; sie stieß einen kreischenden Schrei aus, wie ihn der Falke in wilder Lust ausstößt, wenn er hoch überm Walde steht im Sonnenlicht. Und dann war sie wieder verschwunden.

„De dumme Dirn," sagte die Mutter, und dann rief sie laut: „Hanne, Hanne, komm doch rin." Aber Johanne erschien nicht. Als ich nach einer halben Stunde aufbrach, merkte ich auf dem Flur an einer Türspalte Hanne. Ich ging sofort drauf los und öffnete sie ganz. Das Mädchen war in eine Ecke geflohen und weinte, die Augen mit den Händen bedeckend, leise vor sich hin. Ich trat zu ihr. Da ließ sie die Hand fallen, sah mich an und — lachte aus vollem Halse, roh, kreischend. Sie merkte, wie unangenehm mich ihr Gebaren berührte, und wie von einem plötzlichen Entschluß gefaßt, riß sie meine Hände an ihren Mund und küßte sie.

„Hanne, Hanne, laß das; das mag ich nicht."

„Ach Unsinn!" rief sie übermütig, und dann sagte sie leise: „Wie gut Sie sind und daß Sie kamen."

„Ja, aber wenn Sie weglaufen, dann kehre ich nicht wieder."

„Ach, bitte, bitte." —

Und am folgenden Abend war ich wieder im Enkholz.

Liebte ich denn das hübsche Mädchen? Nein. Und doch las ich Eichendorff mit dem hellsten Entzücken. Aber auch wilde, lüsterne Gedanken wurden in mir rege. Das Mädchen wäre mit mir in alle Welt gegangen.

Und auch in den folgenden Tagen war ich in dieser Kneipe.

Hanne setzte sich dann sofort zu mir, ungeniert; legte den Arm um meinen Hals, was mir unangenehm war — aber ich ließ es geschehen. Ob Gäste da waren oder nicht, das war ihr gleich; sie wich nicht von meiner Seite. Ich galt bei der ganzen dort verkehrenden erlauchten Gesellschaft als ihr „Liebster". Es schwankte in mir auf und ab. Das Verhältnis mußte gelöst werden. Bald fand sich eine Gelegenheit: Als ich eines Abends, später als gewöhnlich, bei Mutter und Tochter eintrat,

waren sämtliche Anwesende, auch die Wirtin und Johanna, betrunken. Ein furchtbares Jauchzen und Kreischen übertönte Gespräch und Gelächter. Das Mädchen erkannte mich; sie lief, schwankend, auf mich zu, — aber ich stieß sie hart zurück und ging schaudernd nach Hause. Am anderen Tage schrieb ich ihr, daß ich nicht wieder in die Wirtschaft kommen und sie nicht mehr sehen würde; nach dem gestern abend Erlebten danke ich ein für allemal, sie je wieder vor Augen zu haben.

Und in der Tat war ich froh, so die mir lästig werdende Fessel abgestreift zu haben; auch hätte ich nicht mehr in der mir höchst widerwärtigen Gesellschaft verkehren können.

Zwei Tage waren dahingegangen. Es war im Anfang des Mai. Der Schlehdorn blühte. Die Buchfinken schmetterten. Ich hatte „Don Carlos“ gesehen und schlenderte in der schönen Nacht, nachdem ich in Wilkens Keller zu Abend gespeist, nach meiner Wohnung in Sankt Georg. Es mochte nach Mitternacht sein, als ich meine Wohnung erreichte. Die Straße war leer. Als ich den Schlüssel in die Tür stecken wollte, kam aus dem Dunkel des Rundbogens ein Weib rasch auf mich zu; es war Johanna.

„Du hier? Mein Gott, was soll das, was willst du hier?“

„Ich will mit dir gehen; ich will nicht wieder nach Hause. Ich kann da nicht mehr sein. Nimm mich zu dir.“

„Das geht nicht, Johanna. Ich mag kein Mädchen in meine Wohnung nehmen. Du mußt nach Hause gehen. Wir sind überhaupt quitt: Du weißt, weshalb.“

„Ich gehe doch mit dir jetzt, Fritz,“ sagte sie trotzig.

„Du wirst nicht mitgehen,“ erwiderte ich barsch, und wandte mich ab, als ob sie Luft sei.

„Schlage mich tot, dann ist es aus." Sie weinte heftig.

„Geh nun," fuhr ich sie an, „die Polizei wird kommen und dich mit auf die Wache nehmen, wenn du nicht nach Hause eilst."

Sie wurde wieder trotzig.

„Gut, die Polizei soll mich holen; hier, von deiner Tür weg."

Ich schloß die Tür auf. Sie sah finster meinem Gebaren zu, rührte sich aber nicht vom Fleck. Ich hörte sie stöhnen vor Schmerz, als ich von innen wieder verriegelt hatte.

Bald war ich fest eingeschlafen. Aber schon nach einer Viertelstunde erwachte ich. Ich hörte meine Stutzuhr zwei schlagen.

Ob sie noch unten steht? Ob sie weggegangen ist? Ich kleidete mich rasch an und ging an ein vorspringendes Fenster in meiner Wohnstube, von wo aus ich die Haustür sehen konnte. Es war hellster Vollmondschein. Ich trat vorsichtig an die Gardine und sah gespannt hinunter.

Bei Gott! da war sie noch. Sie kauerte auf den Stufen; das Haupt ruhte auf den Knien. Sie war eingeschlafen. Nein, sie schlief nicht, denn sie drehte, in der hockenden Stellung bleibend, ihren Kopf nach meinen Fenstern. Wie der Mond sein ruhiges, sanftes Licht in ihren grünen Augen strahlen ließ!

Doch was ist das? Auf der toten Straße kamen langsam zwei Schutzleute heran; die Helme blitzten. Das Mädchen hatte sie gehört, und im Husch sprang sie auf und preßte sich hart an die Tür. Sie stand im Schatten. Die beiden Männer gingen im ruhigen Gespräch vorüber.

Das ist zu viel für dich, armes Tier.

Ich holte den Hausschlüssel und schloß auf. Wie sie gehorcht haben mag, als sie das Geräusch hörte. Die Tür ging auf.

„Hanne,“ sagte ich leise. Sie stand vor mir. Nie habe ich einen so seligen Ausdruck im Gesicht eines Weibes gesehen. Nur einmal flog's über die Augen, über Stirn und Lippen wie ein Triumph; eine siegreiche Königin schaut so.

Ich nahm sie mit auf mein Zimmer und von Stund' an blühte die schöne Menschenblume fröhlich und lustig an meinem Herzen — aber nicht in meinem Herzen.

* *
*

Ja, was nun? Da fiel mir ein, daß ich Geld hatte. Ich mietete für sie ein hübsches Gartenhaus in Hamm, damit sie Schutz fände vor ihrer Mutter. Es machte mir kein geringes Vergnügen, sie in den neuen Verhältnissen zu beobachten: Welchen Geschmack entwickelte sie, wie gut sie sich kleidete, wie sie bald wußte, wie der Handschuh angezogen werden muß; wie hübsch sie das Stellen der Möbel verstand.

Sie hing mit sklavischer Liebe an mir. Das aber hinderte sie leider nicht, ihre alten Mädchenbekanntschaften aufzugeben. Zuweilen waren die Zimmer ganz voll von fragwürdigen Frauenzimmern. Diese dann mußten alles bewundern. Die weibliche Eitelkeit und die mit Eva allen Frauen angeborene Sucht, den Neid ihrer Mitschwestern zu erregen, war ihr, ich muß es gestehen, in hohem Grade gegeben. Selbst die alten Lokale suchte sie auf. Bei ihrer Mutter erschien sie wieder: immer aufs höchste beneidet wegen ihrer Kleider, Lackstiefel, Hüte, Spitzen und was weiß ich! Ich selbst mußte in der ersten Zeit ab und zu mitgehen als ihr angebundener Bär. Ich war in sie verliebt, aber ich liebte sie nicht. Bald hörte meine Begleitung auf, und ich verbat mir auch jeglichen Besuch ihrer Freundinnen. Das konnte sie gar nicht begreifen, aber sie gehorchte — ob sie heimlich, und wann wüßte

nicht das Weib Mittel und Wege, ihre Kameradinnen empfing, ich glaube es.

An einem Herbstabend erzählte sie mir ihre Geschichte. Mein Mitleid steigerte sich. Aus dem Mitleid wächst oft die Liebe. Bei mir trat der Fall nicht ein.

Sie erzählte: Als ich fünfzehn Jahre alt war, war ich fast so kräftig entwickelt wie jetzt. An einem Winterabend saßen viele laut lachende, betrunkene Herren bei meiner Mutter, die selbst viel Wein genossen hatte. Die Herren tuschelten viel miteinander, dann schrien sie plötzlich nach den Würfeln und spielten eifrig, mit größerem Interesse als sonst. Das Spiel war bald beendet: Ein großer, starkknochiger Steuermann hatte gewonnen. Er stand auf, und unter dem furchtbarsten Gelächter aller Anwesenden und meiner Mutter kam er auf mich zu und — ich war leichenblaß geworden, als er auf mich zutrat — riß mich mit sich weg. Ich stieß ihn vor die Brust, ich raufte ihm das Barthaar, ich biß ihm die Hände . . . ich wußte nicht mehr, ob ich lebe . . . Bald darauf lag ich in unserer Küche im Blute: ich hatte mir ein großes Brotmesser mit aller Macht in die Brust gestoßen . . . Ich starb nicht . . . Meiner Mutter mußte ich nun Folge leisten: Gab einer von den Herren zwei Flaschen aus, so hatte er das Recht, im hinteren Zimmer mit mir zu trinken. Meine Mutter zwang mich dazu mit furchtbaren Schlägen . . . Da lief ich weg. Die Polizei nahm sich meiner an: Ich kam in eine Besserungsanstalt. Aber was hatte ich denn getan? Ich entfloh dort bald und ging an das erste beste Theater, wo mich der Direktor sofort annahm, aber unter Bedingungen! Gab es denn auf der ganzen Welt keinen guten Menschen? Ich wollte, ehe ich mich ins Wasser stürzte, noch einen Versuch bei meiner Mutter machen. Ich ging zu ihr und bat um Aufnahme. Meine Mutter, mein hübsches

Gesicht betrachtend, ging darauf ein. Ich versuchte ein braves Mädchen zu sein. Und so trafst du mich. Du warst der erste auf Erden, der für mich eintrat: Eine grenzenlose Liebe und Dankbarkeit will ich dir dafür bis zum Tode bewahren.

* * *

Aber diese Liebe und „Dankbarkeit“ wurde mir lästig. Ich schmiedete im stillen Pläne, mich von ihr zu trennen. Endlich fiel es mir ein: Ich schrieb meinem Vater, daß ich krank sei und mich in Kiel ein halbes Jahr erholen müsse. Meine Eltern willigten ein, und am nächsten Tage saß ich, ohne von ihr Abschied genommen zu haben, auf der Bahn. Von Kiel aus schrieb ich ihr, daß ich nicht mehr zurückkäme; sie möchte die Wohnung behalten und Geld fordern, wann und wieviel sie immer gebrauche. Am dritten Tage erhielt ich den einzigen Brief, den sie je an mich geschrieben hat. Er lautete:

Innigst geliebter Fritz!

Lebe ich denn noch? Daß Du von mir gegangen bist was That ich Dir und hast Deine Hanne nun zu todt gemacht will ich wie ein jung Kätzgen ein Stein Nehmen und mir ins Wasser werfen. Gestern war die schlanke Mile bei mich die sagte die feinen Herrns sind immer so und lassen die Mädchens sitzen. Ich glaube es war ein Spaß von Dich innigst geliebter Fritz. Ich warte noch 8 Tage in meine Wohnung. Du kommst ja dann zurück. Das kann ich nicht glauben, daß Du Deine Hanne tödten willst.

Deine Dich Innigst liebende und küssende

Hanne.

Ach was, Frauenzimmerpossen. Die wird schon bald auf meine Vorschläge eingehen, dachte ich — und warf den Brief auf den Tisch. Nach fünf Tagen erhielt ich ein Schreiben aus Hamburg mit dem Siegel: Allgemeines Krankenhaus. Ich öffnete ahnungslos und las die Unterschrift:

Prof. Dr. Bertuch,
Chefarzt.

Und nun las ich ihn ganz:

Geehrter Herr Fehrs!

Auf die Gefahr hin, indiskret zu sein, kann ich nicht umhin, Ihnen die folgende Angelegenheit ans Herz zu legen, um so dringlicher ans Herz zu legen, als vielleicht von ihrem Kommen oder Nichtkommen ein Menschenleben abhängt.

Vor drei Tagen wurde uns ein junges Mädchen im schwersten Nervenfieber gebracht, das sich bis heute so gesteigert hat, daß ich das Äußerste befürchte.

Euer Wohlgeboren haben, wie ich es an dieser Stelle und unter den gegenwärtigen Umständen aussprechen darf, in näherem Verhältnis zu dem jungen Mädchen gestanden.

Die mit dem Tode ringende Kranke ruft in den Delirien unaufhörlich Ihren Namen, und klagt in ihren Phantasien, daß Sie sie verlassen hätten.

Eine Möglichkeit der Rettung wäre, wenn Sie sich persönlich hier einstellen würden.

Ich stelle daher ergebenst anheim, sich nach der einen oder anderen Seite schleunigst entschließen zu wollen.

Hochachtungsvoll
p. p.

Mit dem nächsten Zuge schon fuhr ich nach Hamburg. Welche qualvollen drei Stunden. Hatte sie mich denn wirklich geliebt? War nicht alles nur „Dankbarkeit“? War es denn nicht alles nur befriedigte Eitelkeit gewesen? Nicht nur das köstliche Gefühl, einmal aus den schrecklichen Verhältnissen, in denen sie bisher gelebt hatte, erlöst zu sein?

Am Klostertorbahnhof nahm ich eine Droschke. Dem Kutscher ein Goldstück reichend, war ich in sechs Minuten am Mitteltor des großen Krankenhauses. Ich sandte dem Chefarzt meine Karte; auf der Stelle wurde ich vorgelassen. Ein feiner, blasser, klar und klug schauender Greis streckte mir die Hand entgegen: „Ich wußte, daß Sie kommen würden, Herr Fehrs. Ich werde selbst mit Ihnen auf Nummer 243 gehen. Vor der Tür lassen Sie mich auf einen Augenblick hinein. Ich muß sehen, wie es steht. Vielleicht kann ich Schwester Toni und die Wärterinnen auf einige Minuten entlassen.“

Wir gingen durch endlose Korridore. Endlich blieben wir halten: „Bitte, bleiben Sie hier, bis ich wiederkomme.“

Es war unheimlich still in dem großen Gebäude.

Der Professor öffnete die Tür und winkte: „Sie ist bei Besinnung und wird Sie erkennen. Äußern Sie sich nicht laut und stürmisch. Behalten Sie Ihre Ruhe.“

Und dann waren wir im Krankenzimmer. In einem Bett mit weißen Überzügen lag Hanne. Die Arme lagen bloß auf der Decke. Aus den schwarzen kurzen Haaren funkelten die Brillantohrringe, die ich ihr geschenkt hatte. Das blasse Gesicht lag, etwas zur Seite geneigt, in den Kissen ... Nun wandten sich die grünen Eidechsenaugen langsam — ach so schwer — zu mir. Ich hielt mich nicht länger und brach an ihrem Bette schluchzend nieder ...

Und eine schwache Stimme sagte: „Ja, liebest du

mich denn?" (Sie sprach merkwürdigerweise lieb„e"st statt liebst.)

Ich konnte nicht antworten, ich mußte bitterlich weinen. Ihre weißen Hände umfaßten die meinigen. Sie zog sie an ihre Lippen und küßte sie. „Hanne, Hanneken, ich bleibe ja bei dir ... Ich gehe nicht wieder weg ..."

Das Mädchen sah mich seltsam, groß, glückselig an; dann fielen die Lider. Der Arzt führte mich sanft aus dem Zimmer.

Es wurde mir erlaubt, die Nacht bei ihr zu wachen. Sie kam nicht wieder zur Besinnung. Am anderen Morgen nahm sie mir der gutmütige alte Knochenmann still aus den Armen ...

Und der Herbstmorgen war doch so schön, so frisch, so köstlich. Durch das geöffnete Fenster hörte ich fröhliche Kinderstimmen im Garten. Die Alsterdampfschiffe sandten ihre Pfiffe. Die Straßenbahnschellen klangen leise herüber. In den Linden hatten sich Hunderte von schwatzenden Staren versammelt ... und in all dieser Herrlichkeit und Fröhlichkeit mußte das schöne Mädchen von der Erde.

Auf der Austernfischerjagd.

Mein Freund, der Deichhauptmann, erzählte mir:

„Unser Haushahn und der Erpel im Winterkleide sind mir die liebsten Vögel. Dann aber folgt für mich der Austernfischer: In den frischesten Farben des neuen Deutschen Reiches lärmt er, sein „Kaditt, kaditt, kaditt" unzählige Male im Liebestaumel ausstoßend, Tag und Nacht am Strand umher. Daß er so schwer zu schießen ist, macht ihn mir noch begehrenswerter.

Selten haben wir auf den Nordseeinseln einen ganz

stillen Tag im Frühlinge. An einem solchen gehe ich nicht ins Bureau, sondern nehme meinen Lefaucheux aus dem Schranke und bin von morgens bis abends unterwegs.

Ich komme in den Krug an der Nordermühle, um mir bei der hübschen Sieck, dem Töchterchen der Wirtin Witwe, ein Mittagessen zu bestellen. Wie frisch das Mädel aussieht, wie sie lacht! Wir sprechen friesisch miteinander. Nachdem der Speisezettel, Bohnensuppe und gekochtes Rindfleisch, festgestellt ist, begleitet mich Sieck vor die Haustür. Ich verspreche ihr, einen „Kaditt" für sie mitzubringen.

Mitten auf dem Deich bleibe ich stehen, nehme meinen Krimstecher und lasse die Augen längs des Strandes laufen. Ah, nun gilt es, vorsichtig zu sein. Genau, oder so gut es gehen will, merke ich mir die Telegraphenstange, in deren Nähe am Ufer einige Austernfischer herumzanken, und gehe dann innerhalb des Deiches vorwärts, bis ich die gemerkte Stange habe. Nun heißt es behutsam die Krone erklimmen. Meine Hündin folgt mir fast trübsinnig; Vorsicht, Vorsicht! Langsam, langsam den Kopf über den Deich. Aber die Hundeblume (Löwenzahn) steht schon in ungeheurer Zahl und versperrt mir die Aussicht. Höher muß ich den Kopf heben und — klatsch! nimmt sich der Flug auf, um sich bald vor meinen Augen einige hundert Schritte zurück, woher ich kam, wieder niederzulassen, um ihr Gezänk von neuem zu beginnen.

Aber was ist das? Menschen kommen mir, sich lebhaft unterhaltend, entgegen. Ein großer Arbeitsmann geht direkt auf mich zu und redet mich plattdeutsch an: „Rickmer Slachter is't." „Nu, wat is mit Rickmer Slachter?" (er heißt eigentlich Rickmer und ist Schlächter). „He is in de Pütten" (zum Deichbau ausgehobene Erde) „verdrunken; wie hemm em vör'n Stunn fun'n."

Ich gehe mit den Leuten zur Stelle, wo Rickmer,

hart am Strande des Wassers, das nicht zwei Fuß tief ist, liegt. Stroh bedeckt seinen Körper, nur die großen, mit Schilf und Schlamm beschmutzten Wasserstiefel gucken hervor. „Ist der Distriktskommissar schon benachrichtigt?“ fragte ich. Und ehe ich Antwort habe, sehe ich einen unendlich langen Herrn heranstürzen. Auf dem rechten Arm trägt er noch den Bureauärmel; hinter ihm folgt der Schreiber, ebensolang wie der Kommissar. Beide haben unterwegs in Gedanken schon zwölf bogenlange Berichte über den „Mord“ an die Staatsanwaltschaft geschrieben. Nun sind sie bei uns und der Leiche. Das Stroh wird entfernt. Rickmer Slachter sieht aus, wie alle Ertrunkenen aussehen, widerlich. Der Kommissar wühlt an dem Toten herum, um „Merkmale“ für den Mord zu finden. Umsonst. Ich wage, dem hohen Herrn die Bemerkung zu machen, daß hier kein Mord oder Totschlag vorliegen dürfte. Die fast ganz geleerte Branntweinflasche liege als Beweis am Ufer. Rickmer, der vom Schilfschneiden gekommen, sei betrunken gewesen und infolgedessen beim Ufererklimmen zurückgefallen, oder ihn habe der Schlag gerührt. Er habe keinen Feind gehabt, wie jeder der Umstehenden wisse.

„Ich bitte nunmehr“ (o du süßes Bureauwort), „mich nicht zu stören,“ sagt ärgerlich der Polizeiherr.

„Guten Morgen, Herr Kommissar.“

Ich schlendere wieder auf dem Deich, um mich nach Austernfischern umzusehen. Statt diese zu erblicken, bemerke ich, zufällig in die Insel schauend, nicht weit von mir aus einem Bauernhause eine ganz feine Rauchwolke steigen, die plötzlich dick und schwarz wird. Herr Gott! Das ist ja Feuer!

Fort! Hin!

Als ich ankomme, steht das ganze Haus in Flammen. Die nächsten Nachbarn sind schon mit Eimern und Haken

zur Stelle. Alles geht schweigsam, ruhig und anständig zu. Der Friese verleugnet sich nie.

Der Besitzer steht im Garten wie versteinert; fort und fort murmelt er: „Wo kan't angohn, wo kan't angohn."

Wir retten, was zu retten ist. Einen helfenden Greis sehe ich in der tüchtig brennenden Stube; er hat ein Paar alte, verschlissene Morgenschuhe in der Hand, die er hin und her wendet, ob es auch der Mühe wert sei; er vertieft sich immer mehr in seine Betrachtungen. „Na, nu man rut, Jan," rufe ich ihm zu.

Ein kleiner, rotbackiger Bauernjunge steht in der Küche; er hat einen auf dem Herde bretzelnden Pfannekuchen erobert und stopft und stopft, höchst unbekümmert um das ihn schon umprasselnde Dach.

Ein in der Landschaft just anwesender, sehr blaß aussehender Tanzlehrer, der ein Gesicht wie eine Untertasse hat, gibt sich die äußerste Mühe, einen Gardinenhalter zu fünfzig Pfennig abzuschrauben, statt sich an der Rettung des großen Leinenschrankes zu beteiligen, den wir mit größter Mühe hinauszuschaffen suchen.

Endlich müssen wir aus dem Hause, es ist die höchste Zeit.

Fast alle Möbel sind in Sicherheit gebracht.

Draußen steht schon der Polizeiherr. Es ist der zweite „Fall" heut'. Er diktiert seinem Schatten. „Schreiben Sie," wiederholt er oft.

Zwei Stunden später, als von mir angesagt, komme ich zu Sieck. Die Bohnensuppe ist noch nicht verbrannt. Sie schmeckt ausgezeichnet.

Während ich meinen Kaffee trinke, nehme ich ein auf der Bank liegendes Büchlein in rotem Papierbande:

Nr. 44.

Des Pfarrers Tochter von Taubenheim oder Herr, führe uns nicht in Versuchung.

Ich finde entzückend schöne Stellen darin, z. B.: Röschen traute der eminenten Ausrede, hoffte von Woche zu Woche auf Nachricht von dem Geliebten, aber — vergebens. Indessen spürte sie die Folgen ihrer nächtlichen Zusammenkünfte mit Rudolf und — war der Verzweiflung nahe. Wie Schnee lag die Blume der gebrochenen Unschuld auf den sonst so blühenden Wangen . . .

Mit geballter Faust, rollenden Augen, fliegenden Haaren (der Regen klatschte wimmerlich an die Fenster) schnellte Röschen, wie von einer Viper gestochen, vom Sessel auf, trat vor ihren Verführer und schäumte ihm entgegen: „Geh, Elender, ich verachte dich, denn du bist ein ehrloser Mensch. Geh, herzloser Mädchenschänder, verflucht seist du vor meinen Augen.

Rudolf zitterte vor diesem Fluche der von ihm gemordeten Unschuld . . .

Und so geht es fort.

Der Verfasser schließt, um seinen an Bürger begangenen Diebstahl doch wenigstens zu gestehen:

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
Allnächtlich herunter vom Rade,
Huscht bleich und molkicht ein Schattengesicht,
Will löschen das Flämmchen und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengestade.

Man mag denken über diese Ballade Bürgers, wie man will; aber „Zug“ ist drin.

* * *

Auf meinem Heimwege gehe ich an einem Hause vorbei, das seit vielen Jahren leer steht; der Besitzer ist verschollen. Nachdem die gesetzliche Frist abgelaufen ist, hat es eine alte Schneiderwitwe aus Kiel geerbt. Sie will es morgen öffentlich verkaufen lassen. Das Haus gehörte dem Schiffer Hinrich Petersen, Hinrich Schipper genannt, auch Hinrich Glücksteert, denn er verstand es, Taler auf Taler zu legen, ohne daß sie ihm wieder davonliefen.

Hinrich und Heinrich.

Der alte Schiffer Hinrich Petersen saß im kleinen Inselhafen auf seinem Schiff und nähte an Säcken. Die Beine ließ er in den oben geöffneten Lagerraum baumeln. Eine große Hornbrille bedeckte die Augen; über den Hinterkopf war sie mit einem Bindfaden befestigt.

Er saß tief gebückt, wie ein geborener Schneider, über seiner Arbeit. Trifft sich schlecht, wenn ein Seemann nicht gute Augen hat; Hinrich Glücksteert hinderte es nicht. Ein so gewiegter Geschäftsmann und berechnender, kluger Kopf er war, zeigte er sich als Führer seines Schiffes nicht minder tüchtig. Dazu kam ihm doppeltes Glück: als Kornmakler und Handelsmann und — daß er beispiellos von Wind und Wetter begünstigt wurde. Bei zweifelhaften Aussichten verließ kein Kapitän eher den Hafen als Hinrich Petersen. Wie eine kleine Flotte sah es dann aus, vornweg das Admiralschiff Peter Glücksteerts.

Zuweilen sah er heut' über die Brille fort nach dem Knopf einer dicht neben dem Ewer ragenden hohen Stange, an dem ein alter, verbrauchter Torfkorb hing: ein Zeichen für die Insel nah und fern, daß Hinrich Petersen von Altona zurückgekehrt sei mit den tausend bestellten Bedürfnissen. Und scharenweise kamen denn auch die Leute,

um sich Rosinen, Torf, Besen, Holz, Seife und was weiß ich, abzuholen. Dann freilich mußte er von seiner Näharbeit abstehen, um das Verlangte aus den unteren Räumen herauszunehmen. Er sprach wenig dabei, nahm das Geld ohne Dank und machte sich wunderliche Zeichen in sein Notizbuch; Schreiben und Lesen hatte er nicht gelernt.

Von der Insel nach Altona hin brachte er Korn, Kartoffeln und Winterbutter. In der großen Stadt hatte er nur einen Abnehmer, den reichen Kaufmann Senator M. H. Regentropf. Mit diesem, einem alten, geriebenen „Schlaumeier“, saß er stundenlang im Kontor, beide rechnend, beide sich betrügen wollend, beide grenzenlos vorsichtig, und beide — sich verstehend.

Und Taler auf Taler häufte sich bei Hinrich Petersen.

Der alte Schiffer, aus einer katholischen Familie Nordstrands stammend, unterließ nie, nach glücklich vollendeter Fahrt der Heiligen Jungfrau eine Kerze zu weihen. Zuweilen auch, und das hatte ihm der gute Priester van der Roiten erlaubt, schenkte er die Kerze der protestantischen Kirche auf seiner Insel, wo er seit Jahren wohnte. Und der liebenswürdige alte Pastor nahm sie lächelnd und freundlich für seinen Altar an.

Nie auch unterließ er es, einen Tag nach seiner Rückkehr im Gotteshaus seine Gebete zu murmeln. Der greise Prediger war innig gerührt.

Lange schon war Hinrich Glücksteert Witwer; auf der Insel wurden tolle Geschichten aus seinem ehelichen Leben erzählt: er habe sein Weib so lange mit seinem Geiz, mit seinen Nörgeleien einerseits, mit seiner Wortkargheit andererseits, gequält, bis sie wahnsinnig geworden sei. Ja, es wurde sogar davon geredet, daß er sie erdrosselt habe. Soviel stand fest: die arme geistesschwache, kränkliche Frau war in einer Winternacht plötzlich

gestorben, und schon, ganz gegen die Sitte der Insel, am zweiten Tage beerdigt worden.

Aber das war lange her.

In seiner Ehe war ihm spät ein einziges Kind gegeben, sein Sohn Heinrich.

Vater und Sohn, wie so oft, waren ganz das Gegenteil:

Der Vater kalt, berechnend, schweigsam, geizig, mit einem interessanten, scharfgeschnittenen Charakterkopf. Der Sohn leichtsinnig, lustig, verschwenderisch, ohne Geldkenntnis, mit einem Gesicht, das dem Vater in keinem Stücke glich: aufgedunsen, plump, roh, gemein.

Wütende Hassesblicke lohten oft gegenseitig.

Und dennoch waren die beiden aufeinander angewiesen. Hinrich hatte nur einen Schifferknecht, seinen Sohn Heinrich. Und das mußte jeder dem Jungen nachsagen: seinen Dienst verstand er und auf See konnte der Alte nie einen besseren finden.

Eines Tages hieß es auf der Insel, Hinrich Glücksteert wolle wieder heiraten. Und so war's auch. In seinem einundsechzigsten Lebensjahre hatte er sich entschlossen, ein armes, bei ihm dienendes, achtzehnjähriges Mädchen zu ehelichen. Die gutmütige, unerfahrene Petrine Claussen hatte doch wohl auch bei dem Antrage blitzschnell überlegt, daß sie in nicht langer Zeit eine junge, reiche, begehrenswerte Witwe sein könne.

Aber nun kam dazwischen, daß Heinrich, der Sohn, eine heftige Leidenschaft für sie fühlte, und daß sie seine Liebe bald erwiderte.

Noch schwankte sie. Aber eines Abends hatte sie der Sohn beschwatzt; sie war ihm in die Arme gesunken: „Dein."

Das hatte der Vater belauscht; eine unbezähmbare Eifersucht glühte in ihm.

Am anderen Morgen rief er seinen Sohn, und stellte ihm kurz und knapp vor, er wünsche, daß er auf zwei Jahre nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehe; hier seien tausend Taler. Wann er mehr brauche, habe er ihm nur zu schreiben, und das Geld werde kommen.

Heinrich, den Plan durchschauend, blieb ruhig, versprach dem Vater, so wunderbar ihm auch dessen plötzlicher Entschluß erscheine, ohne Widerrede zu gehorchen.

Drei Tage darauf war der Ewer Margaretha Petersen klar. Vater und Sohn befanden sich an Bord. Sie wollten nach Hamburg, wo Heinrich sich nach Amerika einschiffen sollte.

Ein häßlicher Südwest ließ jeden Gedanken, der Elbmündung zuzusteuern, zurück. Zum ungeheuern Erstaunen der ganzen Insel aber lichtete der Ewer den Anker und, unter großen Mühen und mit geschickten Manövern (da konnte man einmal den Alten erkennen!), kreuzte er bald auf der Reede, und verschwand zum unglaublichen Erstaunen aller in drei Stunden am Horizont.

Der Südwest wurde heftiger. Das Schiff konnte Helgoland nicht leewärts gewinnen. Es mußte, wollte es nicht umkehren, in die offene See.

Und da tanzten nun die kleinen, fest zusammengefügten Stückchen Holz umher, noch immer dem Steuer des Alten gehorchend.

Aber der starke Südwest wurde zum Sturm. Es ging nicht mehr. Der Alte drehte bei, und nun flog das hübsche Schiff, Vollwind in den Segeln, wie ein Vogel über die Wellen.

Über das Gesicht des Vaters ging leise ein triumphierendes Lächeln. Ihm gleich, wenn nur sein Sohn auf dem Schiffe war. Der Sturm wird sich legen; sein

Fahrzeug kennt er, das wird aushalten. Nahrung für sechs Wochen ist an Bord.

Und wie zum Hohn gegen Wind und Wellen, gegen jede Vorsicht, band er das Steuerruder fest, in genauer Richtung nach Nordost.

Als er geendet hatte, trat ihm sein Sohn entgegen: „Vater, Petrine will mich heiraten, nicht dich.“

Ein funkelnder Blitz fuhr in Heinrichs Augen: „Was soll's, was soll das hier?“

„Nun,“ erwiderte der Sohn ruhig: „Petrine will mit nach Amerika.“

Als wäre es Verabredung, tauchte aus dem Zwischendeck plötzlich des Mädchens Gestalt empor. Sie sah blaß aus wie der Wogenschaum; mit der Linken hielt sie unterm Kinn das flatternde Kopftuch.

Da kannte des Vaters Wut keine Grenzen mehr. Er stürzte sich auf seinen Sohn; Hinrich und Heinrich rangen auf Leben und Tod.

Mit einer letzten furchtbaren Anstrengung packte der alte Schiffer seinen Knecht und schleuderte ihn mit gewaltiger Kraft in die See.

Petrine Claussen lag vor Entsetzen auf den Knien. Das Tuch hatte sich gelöst, ihr Haar flatterte frei im Sturm.

Und der Alte? Nun, der alte Schiffer Hinrich Petersen, der vorsichtigste, tüchtigste, erfahrenste Seemann der Insel, hatte mit seinem breiten Messer die Taue rechts und links vom Steuer geschnitten, daß es sich knarrend, bald hier, bald dorthin schlagend, wie ein eigensinnig Roß gab.

Hinrich Petersen hatte den rechten Arm um den Mast geschlungen. Mit dem linken Zeigefinger wies er, die Hand in unaufhörlicher Auf- und Niederbewegung, in die Wasser. Zuweilen lachte er laut und gräßlich, dann

schwieg, wie vor Entsetzen, auf Sekunden der Wind in der Takelage.

Schifflein, Schifflein, wo liegen deine drei Insassen? An welchem Strand ist auch nur ein Plänkchen von dir angetrieben?

* *
*

In seinem Dezemberbericht meldete der Hafenmeister seiner vorgesetzten Behörde:

„Ewer Margaretha Petersen seit dem dritten März dieses Jahres verschollen."

Hetzjagd.

In dem mir bekannten Waldkrug hatte ich zu Mittag gegessen. Die hübsche Wirtstochter setzte den Kaffee auf den Tisch und sich selbst neben mich, um mir, auf meine Bitte, Gesellschaft zu leisten. Vorhin, als sie an der Schenke hantierte, als ich ihre Hände, ihre Arme, ihre runden Körperformen in Bewegung sah, wenn sie Gläser herunterlangte zum Gebrauch, oder solche hinaufstellte, um wieder den richtigen Platz zu finden — als sie so an der Schenke hantierte, sagte ich plötzlich, ohne irgend welchen Zusammenhang: „Anna, Se sünd dat Glück." „Wat bün ick," lachte sie mir zu. Aber nun lachte ich auch, und das Wort wurde nicht wiederholt.

Die junge Bauerntochter strickte emsig neben mir an einem Strumpf. Der alte grüne Papagei, den vor Jahren einer ihrer Brüder, der Seemann, ihr mitgebracht hatte aus fernem Lande, saß in seinem Ring und schlief. Zuweilen, wie im Traume, rief er: „Anna, koch Kaffee," zuweilen hob er die Deckel von den runden, bösen Augen,

um sie gleich wieder zu schließen. Auch kratzte er sich einmal schnell am Schopfe und knabberte an den Krallen seines rechten Ständers, und dann schlief er wieder.

Es war eine heiße Septembermittagstunde. Der große Pan schlief. Alles schlief. Nichts regte sich auf der Dorfstraße. Nur das leise Lied einer jungen Mutter, die ihr Kind wiegte, und das Geräusch der Wiege selbst klang aus einem Nachbarhause, bis auch dies erstarb.

Und der große Pan schlief. Und das ganze Dorf schlief. Und mein Hund schlief, zuweilen im Schlaf mit den Beinen hinter einem Hasen laufend, und der grüne Papagei schlief, und Anna schlief, und, Gott sei's geklagt in solcher Nähe, ich endlich auch.

Aber ich erwachte bald. Alles um mich her war noch still, und still wollte ich mich wegschleichen, das Zehrgeld auf den Tisch legend. Doch während ich mein Gewehr aus der Ecke nahm und mein Hund aufsprang, sah ich das schlafende Mädchen und den derben Strumpf in ihrem Schoß. Ihr Kopf lag ein wenig nach hinten gelehnt.

Ich ging auf den Zehen hin und küßte sachte, sachte die roten, frischen Lippen. Sie aber, wie im Traume und noch im Schlafe, schlug ihre Arme um meinen Nacken und zog mich an ihre Brust.

Und der große Pan war erwacht, und alles wurde wieder wach. Mein Hund dehnte sich, die Vorderbeine streckend, und wollte dann, Hals gebend, an mir heraufspringen. In diesem Augenblick schob auch der grüne Papagei die Deckel von seinen runden, bösen Augen in die Höhe und rief: „Anna, koch Kaffee.“ Der Hund erschrak, wollte den Schweif zwischen die Beine stecken und ging dann, als ich ihn ermuntert hatte, vorsichtig ans Bauer, hier nach dem Vogel, der dadurch in Unruhe geriet, schnobernd.

Und der große Pan war erwacht. Ich befand mich seit zwei Stunden wieder auf den Koppeln und zwischen den Kartoffeln, um Hühner zu schießen. Aber so ein heißer Septembernachmittag macht müde. Unter ein Knick legte ich mich nieder, kreuzte die Arme unterm Kopf und sah in die Höhe. Kleine reifende Haselnüsse guckten auf mich nieder, und zwischen den Zweigen erblickte ich den blauen Himmel. Im Begriff, die Augen zu schließen, bemerkte ich noch, wie eine langbeinige Spinne schleunigst über meine Knie eilte, gerade auf die Schnauze meines eng neben mir liegenden Hundes zu, dem sie jedenfalls ein unangenehmes Kitzeln ... aber schon lag ich im Schlafe.

* * *

Wachte ich oder träumte ich. Aber ich sah doch deutlich die kleinen, reifenden Haselnüsse über mir und wie ein Kohlweißling sich auf ein Blatt setzte und die Flügel langsam auf- und zusammen- und wieder auf- und zusammenschlug. Und meine Lider schlossen sich.

„Lat mi doch man eenmal," hörte ich deutlich — und es war die hübsche Anna aus dem Waldkrug — „Du büst ja ok min Schwester. Lat mi doch man eenmal din ganzes Heer, all din Sünden un Leiden un Kummer un Krankheit . . . giv mi dat man eenmal . . . un ick vörup upn Schimmel . . . man een Dag . . ."

Und eine tiefe, mißmutige, heisere Stimme, daß mich ein Grauen überlief, antwortete langsam: „Nimm es denn auf einen Tag, und hetz, hetz, hetz die Menschen."

Mir aber war es klar: das Glück hatte ihre Stiefschwester, das Unglück, gebeten, ihr auf einen Sommertag das ganze Heer der Menschenplagen zu leihen.

* * *

Ich lag noch unter den Haselnußsträuchern. Aber dicht mir vorüber zog sich eine breite Landstraße, die jenseits von einem Tannenwald begleitet wurde, daß ich keine Fernsicht hatte.

Neben meinem Kopfe saß, in Narrentracht, ein Zwerg. Der Zipfel seiner Kappe fiel ihm auf die unförmliche Nase. Die Knie hatte er mit den Armen umspannt.

Plötzlich kam ein wirres, zunehmendes Geräusch an mein Ohr. Dazwischen hörte ich Pferdegetrappel.

Und der widerwärtige Zwerg grinste, als ich ihn stumm mit den Augen fragte, und dann sagte er: „Paß auf."

Immer lauter erklang das unerklärliche Geräusch.

Da plötzlich näherte sich auf der Landstraße ein großer, berittener Zug. Ungeordnet drängte alles durcheinander. Er kam in dichter, unabsehbarer Menge. Und alle Pferde griffen aus in lebhaftem Schritt.

Ah, vorneweg, auf einem kräftigen Rotschimmel, saß das Glück. Es war, der Himmel fällt ein! die hübsche Anna aus dem Waldkrug. Wie ein Mann auf ihrer Stute sitzend, hatte sie die linke Faust im Mähnenschopf vergraben; die Rechte, in der sie eine Gerte trug, stützte sich auf die Kruppe des Pferdes. Sie schaute nach rückwärts und lachte, lachte, lachte, daß das güldene Krönlein auf ihrem Haupte gleißte und glitzerte. Die langen, blonden Haare fielen ihr über den Nacken. Zwischen den Ohren des Gaules, in einer Höhe von zwei, drei Fuß, flog mit ihren sanften Schwingen eine Turmeule. Neben ihr rechts und links trotteten zwei Bulldoggen, die die Schnauzen auf der Erde hatten, als suchten sie Witterung.

Und dann folgte in dichtem Gedränge der unermeßliche Zug der Leiden und Leidenschaften. Alles das, was dem Menschen durch sich selbst und durch andere geschieht, Krankheit und Kummer, Elend und Not, alles, alles, die

Pferde immer in lebhaftem Schritt, webte sich an mir vorüber. Eine solche Farbenpracht hatte ich im Leben für unmöglich gehalten.

Links rückwärts, in halber Pferdelänge nah dem Glück, ritt auf einem dürren Klepper die Armut, die Geldnot, als die schrecklichste aller Plagen. Sie beugte das entstellte, verzerrte, verhungerte Haupt. Rechts rückwärts, in einer Linie mit der Geldnot, sah ich die Sorge: ein winziges Persönchen. Sie hatte den Kopf der lästigen, nicht nachlassenden Schmeißfliege.

Dann folgten die Tausende.

„Ich bitt' dich, der! der! wer ist es?" fragte ich fiebernd den Zwerg.

„Beschreib ihn mir. Wie kann ich wissen, wen du meinst in dem Gewimmel."

„Der dort, der im scharlachroten Wams, mit dem diamantenbesetzten Dolch im goldenen Gehenke; mit den glühenden schwarzen Augen, die stier geradeaus schauen, sieh, sieh, wie er das Haupt vorbeugt."

„Das ist der Haß," grinst der Zwerg.

„Aber hinter ihm, die, die da; es raucht um sie, über ihr, das ist dampfendes Blut, so sieh doch."

„Die Rache," grinst der Zwerg.

Und eine gelbe Gruppe, immer die Pferde im lebhaften Schritt, zog vorbei. Gelb in allen Schattierungen.

„Und der dort, mit dem grämlichen, verbissenen Gesicht?"

„Der Neid."

Und hinter ihm, und um ihn her begleitete ihn die Schmähsucht, der Hohn, die Scheelsucht.

„Aber nun die mit den gelben Hundeblumen im Haar?"

„Die Eifersucht."

„Und das alte Tantengesicht im Lilakleide und mit

der grasgrünen Haubenschleife; sie sitzt auf dem kleinen dicken Nordländer und schiebt sich in steter Unruhe, bald hier, bald da in die Reihen?"

„Die gedankenlose Klatschsucht; ein infames Weib."

„Ah, da kommt Gambrinus, der Gott der Deutschen. Er hat einen Brauereigaul bestiegen. In der Linken hebt er ein schäumendes Bierglas hoch. Aber wie kommt denn der in diese Gesellschaft?"

„Jawohl, jawohl, das ist Gambrinus, der Gott der Deutschen; nun denn, ich führe ihn dir vor," und der Zwerg brachte die wulstigen Lippen unangenehm nah an mein Ohr, „das ist dein deutsches Volk selbst."

„Narr, Narr, rühre mir nicht an meinem Heiligtume."

„. . . das oft durch seine Verständnislosigkeit seine Dichter und Maler ins Grab gebracht hat. Denn dein Volk, das muß ich dir sagen, sieht und liest nicht gerne Ursprüngliches; es muß alles fein nach der gewohnten Leier gehen. Dein Volk, ja, die biederen Schützen- und Sängerfeste."

„Höre auf, Narr, schmähe mir mein Vaterland nicht. Ich mag nicht mehr sehen, mir schwinden die Sinne über die unbeschreibliche Farbenpracht. Aber jene dort, mit dem strengen Gesicht, mit der Stachelkrone und mit dem Stachelgürtel und der Knute in der Hand. Jetzt winkt sie mir zu."

„Das Gewissen."

„Aber das Gewissen gehört doch nicht in den Zug der Laster und Leiden?"

Der Narr lachte boshaft: „Nun, nun, ich ließ sie erscheinen. Ich dachte . . ."

„Mach ein Ende, Narr."

„Wenn du willst?"

„Aber die dicke Dame im Lehnsessel auf dem Esel?"

„Die Trägheit."

Und dann erschien als Schluß ein Elefant. Auf seinem Rücken, unter knallrotem Baldachin, im feuerroten Stuhl, saß ein verlebter, blasser, blonder, junger Mann. Er schaukelte auf seinen Knien zwei geschminkte Huren. Zwischen den plumpen Ohren des mächtigen Tieres kraute sich der grüne Papagei den Schopf. Als Führer der Bestie klemmte sich über den kurzen Hals ein Affe. Der Rüssel des Ungetüms stieß fortwährend den Esel, der nicht vorwärts wollte.

„Erkläre mir, Narr."

„Es ist der Satan mit seinen beiden Liebsten, der Lüge und der Gemeinheit."

Es war der Schluß.

„Wie lange hat das Vorüberziehen gedauert, Narr?"

„Durch die Ewigkeit."

„Du lügst! Die Ewigkeit hat keinen Anfang und kein Ende."

„So wünschest du weiter; ich gab dir einen Schluß."

„Nein, nein, genug, genug."

* * *

Ich schlug die Augen auf. Über mir hingen noch immer die kleinen reifenden Haselnüsse mit leisem bräunlichem Anflug. Auf meine Brust hatte sich eine schillernde Fliege gesetzt und putzte und strich emsig die Vorderbeine. Neben mir zeigte sich ein Feldmäuschen: kurze, rasche Bewegungen, dann Halt und Schnuppern in der Luft. Plötzlich lief sie an einen nicht weit von mir entfernten Pflug und versuchte die scharfen Zähne, reizend sah es

aus, an der eisernen Pflugschar. Dann erschrak sie grenzenlos vor einem Blatte, das neben ihr zu Boden fiel, und war eiligst verschwunden.

Und nochmals schlief ich ein. Der Narr saß wieder neben mir in seiner alten Stellung. Aber nicht die breite Landstraße lag vor mir. Ich schaute auf ein weites, fernliegendes Brachfeld. Jene herrlichen, tief-poetisch klingenden, preußischen Reitersignale tönten mir ins Ohr. Kommandorufe wehten zu mir her. Eskadron Tr—aaaab. Was war das? In Schwadronen geordnet, trabten die Laster und Leiden in der Ebene. Voran bemerkte ich deutlich das Glück. Wie das glitzerte und glänzte und blitzte und blendete.

„Was bedeutet das, Narr?“

„Du sollst es bald erkennen.“ Er schlug mich mit einer Distel, die er in der Hand hielt, an die Stirn: und ich befand mich im Hochwalde. Unter einer säulenartigen Buche stand ein Mensch.

„Wer ist das, Narr?“

„Jedes Kind würde deine lächerliche Frage unterlassen haben. Kennst du ihn nicht? Du bist es selbst; oder wenn du willst: das ist Adam.“

Ganz, ganz fern, in unendlicher Entfernung, klang ein Tönen und Rufen in den Wald hinein, das jeden Jägersmann, wenn er es hört, vor Freude zittern läßt: „Horido, do, do! Horido, do, do! Hep, hep, Horido! Do, dodo! Horido, do—dooo—do.“ Das Geschrei näherte sich: „Horido, do, do! Horido! Do, do, Horido—do, dooo—do!“ Keine Kavalleriesignale klangen mehr; die Treiber gingen vor: „Horido, do, do . . . Horido . . do, dooo! Do! . .“ Einzelnes Wild flüchtet schon; der Wald geriet in Aufregung. Durch knackende Zweige über Gräben und Pfützen, alles flüchtete. Ein Fuchs erscheint. Er macht kehrt, setzt sich auf die Hinter-

beine und hält den Kopf schief. Er überlegt. Endlich macht auch er die Wendung und eilt den anderen nach.

„Horido, do, do—dooo—do, do . . .“ Der Mensch unter der Buche horcht. Er hat das Haupt vorgestreckt und horcht, horcht . . .

„Horido, do, do—doooo, horido—do, do . . .“

Mit Todesangst in den Zügen macht er kehrt und eilt zurück. Er weiß, die Jagd gilt ihm. Aber so schnell er läuft . . . immer näher, immer näher: „Horido, do, do—doooo, do, do! . . .“

Einmal macht er keuchend Halt. Die Brust fliegt ihm. Die Hände hat er an die hämmernden Schläfen gelegt.

„Horido, do, do—Horido, do, do—do—doooo—do, do!“

Und wieder wendet er sich zur Flucht.

Aus der Treibjagd ist die Hetze geworden . . .

Da öffnet sich ihm eine Lichtung. Diese führt in rasch steigender Steile zu einem Felsblock hinauf. Vielleicht ist dort die letzte Rettung.

Schon zeigt sich hinter ihm das bunte Feld. Von allen Seiten bricht's heran und heraus, den Hügel heran. Voraus, weit voraus hetzt das Glück.

Nun — nun ist er verloren . . . Er will vom Felsen springen, aber unter ihm gähnt eine unsichtbare Tiefe.

Immer näher ist ihm die Hetze auf der Spürbahn. „Halali, Halali . . .“

Er läßt sich von der Kante gleiten und strauchelt. Noch hält er sich mit den Fingern am Rande.

Das Glück springt vom Pferde, läuft auf ihn zu und trampelt mit den Füßen auf seinen Händen, bis er losläßt und ins Bodenlose sinkt. Einmal im Stürzen,

greift er nach einem Ginsterstrauch, der vorragt. Aber die Wurzelchen sind zu schwach.

Das Glück schaut ihm nach in den schwarzen Schlund, bis eine Stille eingetreten war. Dann hob es den Arm, und wie auf Kommando erhebt sich ein grausiges Siegesgeheul, daß Wald und Fels tausendfach widerhallen.

Der Elefant und der Esel mit der lieben Trägheit waren zurückgeblieben. Der Teufel hat es auch nicht nötig, sich zu ereifern.

* * *

Als ich nach einigen Tagen wieder im Waldkrug erschien, erzählte ich der schönen Schenkin, während sie sich bei den Gläsern und Flaschen zu schaffen machte, was ich geträumt, und wie ich sie als das Glück auf dem Rotschimmel gesehen habe, ein güldenes Krönlein auf dem Haupte, die langen blonden Haare am Rücken hinunterfallend.

„Ach wat, dat ol Tüch versta ick nich,“ antwortete sie mir, den Kopf zu mir über die Schulter wendend.

Aber ehe ich meine Flinte unter den Arm genommen hatte, um weiter zu jagen, waren wir schon wieder gute Freunde geworden.

Die Spieluhr.

Vor einigen Jahren besuchte ich eine junge Dame, die ich eine lange Zeit nicht gesehen hatte. In ihrem väterlichen Hause hatte ich manche frohe Stunde verlebt. Nun traf ich sie wieder als verheiratete Frau. Sie war nach dem Tode ihrer Eltern mit ihrem Gatten in das ererbte Haus gezogen. Dort machte sie mich mit ihrem liebenswürdigen Eheherrn bekannt. Wir unterhalten uns von dem, von diesem, wie's so geht. Als ich mich verabschieden will, tritt Frau de Wiele zu mir: „Sie müssen sich von der Gartensaaltür aus die Landschaft wieder betrachten. Ich erinnere mich, wie gerne Sie von dort in die Ferne schauten."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau."

„Wir drei gehen an die Tür."

„Das ist Grönsen," sagt Herr de Wiele.

„Der rote kleine Turm?"

„Nein, etwas rechts; bitte über den Apfelbaum weg."

„Ah ja, ich sehe. Ich vermisse aber die hübsche Kirche von Kampen. Sie lag doch ..."

„Die hat der Blitz im vorigen Jahre eingeäschert."

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielt plötzlich die alte Rokokouhr auf der Diele.

Frau de Wiele errötet leicht: „Aber, Herr Doktor, tausendmal um Verzeihung, daß ich meine Pflichten als Hausfrau vergaß. Sie müssen mit uns frühstücken."

... und die junge Frau ist verschwunden.

Mir fiel da, plumps wie der Stein in den Teich, eine kleine, hübsche, unschuldige Geschichte ein.

Bald saßen wir am Frühstückstisch. Frau de Wiele ist heiter wie vorhin. Die Röte ist längst verflogen.

Auf dem Nachhauseweg mußte ich einmal vor mich hinlächeln:

Frau de Wiele, wie sie noch ein junges Mädchen war, und ich hatten einmal in schwüler Mittagstunde in der Gartensaaltür gestanden. Ich entsann mich, daß aus der nun abgebrannten Kirche von Kampen just die Jahrmarktsfahne ausgehängt wurde, und daß wir das beobachteten.

Es war so still.

Das hübsche schlanke Mädchen lag, weiß der Kuckuck, wie's kam, an meiner Schulter.

Es war so still.

Meine rechte Hand umfaßte, weiß der Kuckuck, wie's kam, ihr Gürtelband.

Es war so still.

Wir küßten uns.

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielte plötzlich die alte Rokokouhr.

Max Hesses Volksbücherei.

Max Hesses Volksbücherei bringt Meisterwerke der schönen Literatur aller Völker, sowie wirklich gute Unterhaltungsschriften älterer und neuerer Zeit. Bis Anfang 1906 erschienen 300 Nummern von denen einige hier genannt seien:

Anzengruber, Ludwig, Hartingers alte Sixtin und andere Erzählungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von W. v. Wurzbach. Mit Bildnis und Faksimile. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf., in Geschenkband M. 1.50.

Benzmann, Hans, Meine Heide. Gedichte. 20 Pf., in Leinenband 60 Pf., in Geschenkband M. 1.—.

Bernhard, Marie, Heimatluft. Eine Erzählung. 20 Pf., in Leinenband 60 Pf., in Geschenkband M. 1.—.

Böhlau, Helene, Sommerseele. Muttersehnsucht. Zwei Novellen. Mit Bildnis und Einleitung von P. Legband. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf., in Geschenkband M. 1.50.

Jensen, Wilhelm, Der Tag von Stralsund. Erzählung aus der Hansazeit. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf., in Geschenkband M. 1.50.

Liliencron, Detlev von, Zehn ausgewählte Novellen. Mit des Dichters Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf., in Geschenkband M. 1.50.

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Gesamt-Ausgabe. 4 Bände. M. 2.40, in 2 Leinenbänden M. 3.60.

Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle vom Bodensee. Mit Bildnis und Faksimile herausgegeben von Rudolf Krauß. 80 Pf., in Leinenband M. 1.20, in Geschenkband M. 1.80.

Mörike, Eduard, Mozart auf der Reise nach Prag. Mit Einleitung von Rudolf Krauß. 20 Pf., in Leinenband 60 Pf., in Geschenkband M. 1.20.

Rietschel, Ernst, Jugenderinnerungen. Mit Faksimile und einer Einleitung von Ad. Stern. 20 Pf., in Leinenband 60 Pf.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Eine Novelle. Mit Bildnis und einer Einleitung von Ad. Stern. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf., in Geschenkband M. 1.50.

Stern, Adolf, Vor Leyden. Heimkehr. Der Pate des Todes. Drei Novellen. Mit Einleitung von H. Löbner. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf.

Suttner, Bertha von, Ketten und Verkettungen. Donna Sol. Zwei Novellen. 20 Pf., in Leinenband 60 Pf.

Viebig, Clara, Simson und Delila. Novelle. Mit Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder. 40 Pf., in Leinenband 80 Pf., in Geschenkband M. 1.50.

Ausführliche Verzeichnisse auf Verlangen kostenfrei.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.